

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 5 (1925)
Heft: 3

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen — Comptes rendus

LOUIS BLONDEL. *La tour de Lancy; histoire d'un domaine pendant six siècles.* Genève 1924, Imprimerie Kündig. 81 Seiten und 2 Beilagen.

Der vorzüglichen, im Jahrgang 1921 (Seite 222 ff.) dieser Zeitschrift angezeigten Abhandlung Blondels über die Genfer Vorstädte und ihre Topographie reiht sich eine ebenso sorgfältig ausgestattete Arbeit desselben Autors über den Edelsitz Lancy bei Genf an. In eigentümlicher Weise durchkreuzten sich im Mittelalter in Lancy Rechte und Besitzungen verschiedener Herren, eine Erscheinung, die ihre Parallele in den rechtlichen Zuständen der deutschen Schweiz hat und die der Verfasser in übersichtlicher Weise auf einem farbigen Plan zur Darstellung bringt. Der einzige Verband, der vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine gewisse Stabilität aufweist, ist die Kirchgemeinde. Auf Grund dieser Studie zur lokalen Bau- und Verfassungsgeschichte tritt die Kleinheit und Zersplitterung der alten Republik Genf so recht in Erscheinung, die erst 1815 und 1816 durch die Abtretung französischer und sardinischer Landstriche eine gewisse Milderung erfuhr. Damals trat auch Lancy, vorübergehend Aufenthaltsort von Pictet-de Rochemont, dank den Bemühungen dieses großen Genfer Patrioten, in den Staatsverband des Kantons Genf (vgl. auch die von Edouard Chapuisat bearbeitete Karte zur « territorialen Entwicklung des Kantons Genf 1815—1816 » in Heft 9 der Schweizer Kriegsgeschichte). Die mit geschmackvollen Federzeichnungen ausgestattete Studie enthält eine Fülle wertvoller Einzelzüge zur genferischen Kulturgeschichte.

Zürich.

Anton Largiadèr.

ERNST STAEHELIN. *Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart.* Basel 1923, Verlag Helbing & Lichtenhahn, VI+158 Seiten.

Vor allem möge im Titel des vorliegenden Buches ein Irrtum richtiggestellt werden: Es gab und gibt keinen Jesuiten-« Orden », sondern nur eine « Gesellschaft Jesu ». Allerdings ist die Bezeichnung « Jesuitenorden » schon längst allgemein gebräuchlich und vielleicht aus diesem Grunde vom Verfasser gewählt worden. Aber da es sich zwischen Orden und Gesellschaft um große organisatorische Unterschiede handelt, um Unterschiede, auf denen das Wirken der Jesuiten aufgebaut ist, hätte in einer mehr oder minder wissenschaftlichen Arbeit auch auf den rechten Namen Rücksicht genommen werden sollen.

Im allgemeinen dürfen wir dem Verfasser, der sich bereits durch seine Beschäftigung mit der Reformationsgeschichte und mit Oekolampadius

einen tüchtigen Namen gemacht hat, für das Buch dankbar sein. Die Literatur über die Jesuiten ist weit verstreut und von verschiedenem Wert und namentlich für den schweizerischen Boden war die Forschung auf verhältnismäßig wenig zuverlässige Führer angewiesen. Staehelin verzichtete von Hause aus für seine Arbeit auf Heranziehung von archivalischem Material; er hat bloß eine aus gewissenhafter Beschäftigung mit der vorhandenen Literatur entstandene Hochschul-Vorlesung erweitert dem Publikum dargeboten. Demgemäß ist das Buch zu bewerten in seiner vorteilhaft knappen Fassung und mit seinen mancherlei eben aus der Literatur eingeschlichenen Mängeln. Jedenfalls ist es stets interessant, von nichtkatholischer Seite ein Urteil über die Gesellschaft Jesu zu vernehmen.

Ihr eine vollkommen objektive Betrachtung zu widmen, ist ohne Zweifel eine schwierige Aufgabe. Die Gesellschaft Jesu ist noch heutzutage ein im Glaubens- und Gefühlsleben der Menschheit wirksamer Faktor und ihre Tätigkeit war seit ihrer Gründung immer intensiv auf das Ganze gerichtet. Aus welchem Anlaß nun immer einschlägige Darstellungen geschrieben werden, die Gefahr liegt nahe, die Tatsachen irgendwie zu verwischen. Ohne tiefes Eindringen in die Völker- und Individualpsychologie kann dieses Gebiet vom Historiker nicht bearbeitet werden.

Jener Gefahr ist nun Staehelin in anerkanntem Maße entronnen, obwohl er obendrein seinen Ausgang anscheinend mehr vom religiösen als rein historischen Interesse nahm. Gegenüber der nach dem Weltkrieg aufgestandenen Furcht vor einem möglichen Vorstoß der katholischen Kirche mit Hilfe der Jesuiten wollte er es auf eine Selbstbesinnung des Protestantismus ankommen lassen, auf die Frage, ob dieser noch über genügend Waffen zur Abwehr verfüge. Aber gerade unter dieser Voraussetzung verdient der Verfasser alles Lob dafür, daß er in seiner gut und flüssig geschriebenen Erzählung die Polemik nahezu ganz vermied. Das in acht Kapitel gegliederte Buch schildert die Geschichte der Jesuiten in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert bis 1847 und schließlich die Schicksale der hervorragenderen Jesuiten schweizerischer Herkunft in der Fremde bis zur Gegenwart. Stellenweise und besonders im letzten Kapitel läßt sich Staehelins Darstellung geradezu wie eine Apologie der Jesuiten lesen; wir dürfen uns manchmal fragen, ob denn der Verfasser seinen Zweck im Auge behalten habe. Doch darauf antwortet er uns selbst am Schlusse (S. 148 f.) seines Buches. Nicht der Kampf gegen den Katholizismus war bei der Niederschrift in ihm wirksam, sondern die Angst um den Protestantismus. Staehelin vermag einerseits einen Aufstieg der Menschheit im Schatten der katholischen Kirche nicht gelten zu lassen, andererseits sieht er im Protestantismus nicht Kraft genug, um diese Aufgabe zu übernehmen, weil es da an einer gewaltigen Streitmacht gleich der Gesellschaft Jesu fehlt. Wenn also der Verfasser dieses Gefühl auch seinen Lesern mitteilen wollte, dann war es sehr klug, sich aller möglichen Objektivität zu befleißigen und die historisch bezeugten Lichtseiten gegenüber weniger gut belegten

Schattenseiten hervorzuheben. Sicher ließ Staehelin gerade durch sein Motiv das Buch an Wert für den Geschichtsfreund gewinnen.

Von grundlegender Bedeutung mußte natürlich für die ganze Darstellung werden, wie der Verfasser die zeitgenössische Stimmung beim « Aufmarsch » der Jesuiten in der Schweiz erkannte. Er schildert sie folgendermaßen: Seit Beginn des 14. Jahrhunderts stürmte der Mensch im allmählich erstarkenden Bewußtwerden seiner Würde und Souveränität gegen die « objektiv gewordene religiöse Lebensordnung » (das System der katholischen Kirche) und fand am Ende dieser Renaissancebewegung seinen Wunsch in der Reformation erfüllt; indessen arbeitete aber auch die katholische Kirche an einer mächtigen Restauration, die am 4. Dezember 1563 mit dem Trienter Konzil abgeschlossen wurde; und als Stoßtruppe dieser Restauration, somit als Feinde der Renaissance, kamen die Jesuiten auch in die Schweiz.

Dieser stimmende Akkord erscheint mir in den einzelnen Tönen verfehlt. Wenn Staehelin auf Grund benützter Literatur die herkömmliche Anschauung vertritt, daß erst von der Renaissance die Souveränität und Individualität des Menschenlebens gewürdigt wurde, dann muß angemerkt werden, daß uns Dietrich Schäfer erkennen lehrte, wie dieses Verdienst dem Mittelalter und nicht der Renaissance zukam. Seit Burdach und Josef Nadler wissen wir ferner, daß in der Renaissance, und zwar schon vor dem 14. Jahrhundert beginnend, eigentlich das Streben nach sittlicher und religiöser Wiedergeburt am Werke war. Fassen wir also die damalige Lage richtig auf, so erfahren wir, daß der Mensch während der sogenannten Renaissance aus tiefer sittlicher und religiöser Verkommenheit sich herauszuarbeiten strebte, ohne daß die vorhandenen Mittel dazu ganz genügten. In der Masse lag viel weniger das Verlangen, sich von der « objektiv gewordenen religiösen Lebensordnung » zu emanzipieren, als im Grunde die Sehnsucht nach energischer Hilfe, um zur alten religiösen Zufriedenheit zurückkehren zu können. Darüber dürfen noch so sehr blendende Schlagworte und Konstruktionen nicht täuschen. Über die religiösen Verhältnisse der Schweiz unmittelbar vor der Reformation ist zwar eine ausreichende Gesamtdarstellung noch nicht geschrieben. Aber wer den damaligen Tiefstand des religiösen Lebens im Schweizervolke ungefähr kennen will, braucht bloß im ersten Bande von Albert Büchis grandioser Schiner-Biographie das in jeder Hinsicht vollendete Kapitel über den Berner Jetzerprozeß (1508—09) zu lesen.

In seinen « Grundlagen des 19. Jahrhunderts » bezeichnet H. St. Chamberlain das Wesen der Renaissance als « die Geburt eines noch nie Dagewesenen »; auch Staehelin scheint dieser Ansicht zu sein. Wir dürfen beiden zustimmen, aber in einem besonderen Sinne. Die Renaissancezeit erfand, was das Mittelalter nicht kannte und auch die Vorzeit nicht: die Organisation der Menschen und damit die Auslöschung der Individualität. Dadurch wurde der Boden gleichermaßen bereitet für die Erfolge der Re-

formation und der Gesellschaft Jesu; innerhalb eines ganz neuen Elementes kamen Sehnsucht und Erfüllung einander entgegen.

In diesem Zusammenhang wäre es gewiß falsch, die Gesellschaft Jesu obenhin als pure Reaktion gegenüber der Renaissance zu erklären. Sie hatte keine andere Aufgabe, als die Reformation sich stellte: die Erfüllung der religiösen und sittlichen Sehnsucht Europas. Ja, während die Reformation mit ihrem eigenwilligen Hinaustritt aus dem System der katholischen Kirche durchaus nicht neuartig wirkte, tat dies im Gegenteil die Gesellschaft Jesu mit ihrer die Geister unerhört packenden Methode. Staehelin erhebt trotz seiner unverkennbaren Hochachtung der Leistungen der Gesellschaft Jesu immer wieder den Vorwurf, daß diese das Volk in «mittelalterlichen Bindungen» festhalten wollte und will. Wäre er sich darüber klar gewesen, wie sehr just das Mittelalter auf kirchlichem Boden individuell und kraftbewußt neuschaffend gewirkt hat, dann hätte er diese Formulierung kaum gewagt. Dem Ausdruck «mittelalterliche Bindungen» läßt sich überhaupt kein präziser Inhalt geben. Und wenn damit das System der katholischen Kirche gemeint ist, wie es im Trienter Konzil festgelegt wurde, so ist die Bezeichnung erst recht falsch. Was anderes sollte die Gesellschaft Jesu verteidigen als die Lehre ihrer Kirche?

Im allgemeinen entsprach es vollständig einem neuen Geiste, daß die Jesuiten auch in der Schweiz sofort die Hand auf die öffentlichen Schulen legten. Darin ahmten sie freilich nur das Beispiel der Reformatoren nach und sehr gut hat diesbezüglich Staehelin (S. 10) auf die damalige Schulnot der katholischen Schweiz gedeutet. Ferner paßten sich die Jesuiten völlig den jeweiligen Zeitströmungen an. Im vorliegenden Buche wird ganz richtig dargestellt, wie sie etwa dem Geiste des Barocks durch Ausnützung des Theaters und anderer sinnfälliger Mittel entsprachen. Dem Geiste der Zeit entgegenwirkend, hätten weder sie noch die Reformatoren etwas ausrichten können. Neu an der Reformation war besonders das Betonen der nationalen Note auf dem durch die Renaissance für die Organisation bereiteten Boden. Nur scheinbar steht dazu im Gegensatz die Gesellschaft Jesu. In Wirklichkeit war die Schöpfung des Ignatius von Loyola, der als echter Baske außerhalb der europäischen Völkerfamilie stand, mit ihrer vollkommenen Negation des nationalen Gedankens innerhalb ihrer Schar nicht minder neu und unmitttelalterlich; dadurch war eben der Zug zur Organisation ins Große und Übernationale gefördert, die Jesuiten waren stets befähigt, sich überall den nationalen Eigenheiten anzubequemen und in solchem Belang keinen Widerstand hervorzurufen. Endlich liegt in der Einrichtung und Erziehung der Gesellschaft Jesu ein Kern, der so unmitttelalterlich wie nur möglich ist, den aber Staehelin doch ganz übersah. Um sich und die Seinen von dem geistigen Chaos und der Hysterie der Zeit zu befreien, organisierte Ignatius eine derartige Geistesdisziplin, daß in den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu lediglich der Verstand herrschen durfte und jede Herrschaft des Körpers über den Ver-

stand (Hysterie: Verzückungen u. s. w.) ganz ausgeschaltet blieb. Durch diese Geistesdisziplin standen die Jesuiten natürlich allen Massenbewegungen völlig frei oder höchstens als Führer gegenüber. Aber gerade diese un-mittelalterliche Freiheit mußte den Widerstand bei den Massen hervorrufen, den die Übernationalität nicht weckte. Die Masse merkte nämlich allerorten nach und nach instinktiv in den Jesuiten ein Element, das für die Massensuggestion unangreifbar blieb; und aus der Verfassung heraus, die stets das Nichtassimilierbare haßt, kehrte sich die anfängliche Schwärmerei für die Jesuiten in Feindschaft um. Von diesen Dingen aber nahm Staehelin keine Notiz; wäre er aber damit bekannt gewesen, dann hätte er uns die kausalen Zusammenhänge wohl plausibler dargestellt und wir wären nicht mit den landläufigen, aber oberflächlichen Motiven abgespeist worden.

Es war auch in der Schweiz am Anfang der Reformation nicht gar so weit her mit dem Pochen auf die Würde und Souveränität des Menschen; dieser Gedanke wurde erst später von der Geschichtsauffassung in die Gesamtbewegung gelegt. Zunächst war die Opposition gegen Rom und die Verzweiflung über verrottete Zustände maßgebend. Wir können heute in rein historischer Betrachtung wohl sagen, daß die religiöse und vielleicht auch politische Entwicklung der Schweiz eine andere Bahn gegangen wäre, wenn Luthers, Zwinglis und Calvins Taten nach oder wenigstens gleichzeitig mit dem Auftreten der Jesuiten in der Schweiz geschahen. Daß die Reformation nicht die Wünsche aller befriedigte, bewies das Außenbleiben einer Anzahl von Kantonen. Jedoch um das Geschehene zu beseitigen, genügte das religiöse Genie eines Carlo Borromeo nicht mehr und auch für die Jesuiten war es reichlich zu spät, als sie zum ersten Male den schweizerischen Boden betraten und sich 1574 in Luzern niederließen. Jedenfalls ist klar, daß die in der Renaissance wirksame Sehnsucht nach «religiöser Wiedergeburt» auch in der Schweiz in zwei neuen Formen erfüllt wurde: durch die Reformation und die Gesellschaft Jesu.

Mit solchen Einschränkungen ist des Verfassers Erzählung des Einzuges der Jesuiten nach Luzern, Freiburg, Basel, Wallis, Solothurn und sonst aufschlußreich und sehr zu loben; nicht minder die Schilderung ihres Wirkens auf schweizerischem Boden vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Geradezu erheiternd manchmal, doch auch recht belehrend ist das Kapitel über den Kampf zwischen dem schweizerischen Altprotestantismus und den Jesuiten. Mit einiger Wehmut dürfen wir aus der Gegenwart auf jene Vergangenheit zurückblicken, die im Genuß der erfundenen Buchdrucker-kunst schwelgte und so freigebig mit Lettern, Druckschwärze und Papier zu schweren Folianten oft fragwürdigen Inhalts war. Gern lesen wir auch die Schilderung der Jesuitentätigkeit im Zeitalter der Aufklärung. Aber es ist da erst recht nicht verständlich, warum der Verfasser so sehr die schroffe Ablehnung dieses Zeitgeistes seitens der Jesuiten betont. In der Form haben sich diese ja jedem Zeitgeist gefügt; aber die Sache durften sie denn doch nicht preisgeben. Und in der Tat hat die Aufklärung dem

fügsameren Protestantismus viel tiefere Wunden geschlagen als der katholischen Kirche.

Daß eine religiöse Körperschaft von der Bedeutung und Organisation der Gesellschaft Jesu stets in irgend einem Zusammenhang mit gewaltigen Geistesrevolutionen stehen muß, leuchtet ein. Sie traten auf als Bekämpfer eines geistigen Chaos und Vollender der Renaissance in ihrem Sinne; sie fielen der Aufklärung zum Opfer und kamen wieder nach der Einkehr von der großen Revolution; aus der Schweiz vertrieb sie abermals der aus der Julirevolution genährte Radikalismus. Auch darüber folgen wir der Belchrung durch das vorliegende Buch mit viel Dank.

Im Mittelpunkt des Kapitels «Der Kampf um die Jesuiten in der Schweiz während des 19. Jahrhunderts» steht natürlich die Wiederberufung der Gesellschaft Jesu nach Luzern. Die temperamentvollen und interessanten Darlegungen des Verfassers bedürfen jedoch einiger Ergänzung. Zunächst scheint Staehelin an der Meinung festzuhalten, daß der Sonderbundskrieg just durch die Jesuitenfrage hervorgerufen wurde. Demgegenüber möchte ich immer wieder betonen, daß die Angelegenheit der Jesuiten bloß ein miterregendes Moment für die große Auseinandersetzung war, die aus einer Verfassungs- und politischen Rechtsfrage kam. Zeitgenössische, auf den Augenblick eingestellte Urteile dürfen uns diesbezüglich nicht irre machen. Ferner sollte (S. 122) angemerkt werden, daß, als 1845 die Jesuiten in Luzern einzogen, zwar Siegwart-Müller, nicht aber Bernhard Meyer sich zum Verteidiger der Jesuiten bekehrt hatte. Als Bernhard Meyer nach der Niederlage des Sonderbundes ein Asyl in Österreich suchte, diente ihm bei Metternich gerade die unentwegt gegnerische Haltung in der Jesuitenfrage als Empfehlung. In religiöser Hinsicht war Metternich kein Freund der Gesellschaft Jesu; aber die Ansicht ist auch falsch, daß er sie für die Politik als Förderin des Konservatismus besonders schätzte. Wie er sich deshalb ziemlich leicht bereitfinden ließ, in Rom gegen den Einzug der Jesuiten in Luzern Vorstellungen zu erheben (aber hauptsächlich im Interesse der österreichischen Politik), darf nicht wundernehmen. Nicht die Jesuiten in der Schweiz wollte Metternich in seiner Sonderbundspolitik verteidigen, sondern die Ruhe Österreichs. Darum hat er dem Sonderbunde Geld, Waffen und beinahe auch einen Oberkommandanten spendiert. Was es also heißen soll, daß Staehelin (S. 122) unter die Verteidiger der Jesuiten auch Metternich zählt und notiert: «Metternich sandte statt der erwarteten Armee wenigstens einen Reitlehrer für die sonderbündlerischen Offiziere», ist unerfindlich. Die Sendung eines österreichischen Reitlehrers zum Sonderbund wird allerdings als kleine Episode in meiner Abhandlung «Des Fürsten Friedrich zu Schwarzenberg Anteil am Sonderbundskriege» (Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 1921) erwähnt, aber Staehelin hätte aus dieser Abhandlung wohl Wichtigeres entnehmen können; so sonderbar darf Literatur denn doch nicht «verwertet» werden.

Hingegen vermisse ich eine Besprechung der eigentümlichen Haltung der Gesellschaft Jesu, bevor sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts abermals ihre Wirksamkeit in Luzern begann. Aus der Literatur wissen wir längst, daß die Jesuiten diesmal genau so wie im 16. Jahrhundert zögerten und hauptsächlich auf ihren Mangel an geeigneten Kräften verwiesen. Zutreffend lehrt Staehelin auch (S. 109), daß die josephinisch orientierte Geistlichkeit Luzerns den Jesuiten nicht günstig war, was diese auch wissen mußten. Ferner war der Gesellschaft Jesu gewiß durch Metternichs Einschreiten klar gewesen, daß ihr neues Auftreten in Luzern von Schwierigkeiten für Österreich begleitet sein würde. Und dennoch taten sie den verhängnisvollen Schritt. Darüber wird noch manches zu sagen sein. Jedenfalls glaubte 1843 niemand in der katholischen Schweiz daran, daß die Jesuiten wirklich wieder nach Luzern gehen wollten, und die Gesellschaft Jesu wußte auch selbst, daß sie dort mehr Schaden als Nutzen stiften könnte. Wartete sie bloß auf eine bessere Gelegenheit oder ließ sie sich 1845 trotz besseren eigenen Wissens von den Luzerner Politikern überreden? Für eine betreffende Erörterung ist hier kein Raum; ich will hier aus Wiener archivalischem Material nun ein Stück wiedergeben, das sicher des Interesses nicht ermangelt und einen wichtigen Einblick gewährt.

Der österreichische Geschäftsträger in der Schweiz, v. Philippsberg, hatte im Mai 1843 in Freiburg eine Unterredung mit dem Jesuitenprovinzial Kaspar Rothenflue. Von Metternich angewiesen, brachte Philippsberg das Gespräch auf das Verhältnis der Jesuiten zu Luzern und Rothenflue teilte ihm wörtlich folgendes mit: «Die Erziehung der Luzerner Jugend ist zum Teil in sehr schlechten Händen. Luzern ist kaum der Revolution entronnen; es hat sie mühselig eingedämmt, geschweige denn völlig ausgerottet. Die dortige Jugend ist fast atheistisch und sehr viele ihrer Priester sind ganz irregeleitet. Allerdings gibt es dort auch gute Priester und wenn die Regierung eine gute Auswahl zu treffen versteht, kann sie vielleicht mit Glück die Jugenderziehung reformieren mittelst der Kräfte im eigenen Lande. Es sind bereits drei Individuen am Luzerner Kollegium sehr gut ersetzt worden und für den Augenblick handelt es sich nur noch um sieben andere. Für die Dauer jedoch wird man kaum der Notwendigkeit entgehen können, das Erziehungsgeschäft einer einzigen religiösen Körperschaft anzuvertrauen, um da Einheitlichkeit zu erzielen. Wir aber denken nicht daran und dürfen nicht daran denken! Der Augenblick ist noch nicht gekommen. Wir werden dort gewiß nichts Gutes ausrichten können. Versetzen Sie sich nur für einen Moment an unsere Stelle. Der Große Rat verlangt uns; die Regierung will uns nicht haben. Wir sind bei einem Teil des Klerus, mit dem alle Radikalen der Schweiz ihre Stimmen vereinigen, verhaßt. Welcher verwerflicher Mittel hat man sich nicht bedient, um unsere Missionäre zu verleumden! Da wären die protestantischen Prediger noch die gemäßigt-

testen. Man hat uns jedes Wort verdreht, ja man ist so weit gegangen, einen ganzen Band von Reden zu drucken, die nie von uns gehalten worden sind. Und die Regierung von Luzern! Ach, mein Herr, wenn Sie bloß den unwürdigen Brief gelesen haben, den die Regierung, getrieben vom Großen Rat, an uns gesandt hat! Einen Brief, als wollte man uns gleich im voraus aufmerksam machen: «Hütet euch, wir kennen euch; ihr seid eine Bande, gegen die man sich waffnen muß, wenn schon nicht mit Flinten, so doch wenigstens mit Picken und Hellebarden». Das Volk liebt uns, das ist wahr. Aber man weiß, daß das Volk nur ein Instrument in den Händen derer ist, die sich seiner zu bedienen verstehen. Sicher liebt uns auch die Freiburger Bevölkerung. Recht schön! Aber gerade diese Bevölkerung wird es sein, die, wenn die Regierung uns nicht mehr hält, uns bei der ersten Gelegenheit hinausjagen wird. Sie ist bereits in diesem Sinne von den Radikalen und allen Freimaurerlogen bearbeitet worden, deren Ziel es ist, uns das Pensionat wegzunehmen. Wir werden mit Vergnügen abziehen, denn es gibt keinen unter uns, der nicht den Missionärstand vorziehen würde. Und noch etwas. Ich liebe ein langsames, aber sicheres Vorgehen. Die allzu brillanten Erfolge sind nicht die bleibenden. In meiner Provinz habe ich fast hundert Priester, wovon nur zwei Drittel Schweizer sind. Dank dem Eifer, der uns beseelt, genügen wir allen an uns gestellten Anforderungen. Um aber den Kreis unserer Tätigkeit zu erweitern, müßte man auch die Zahl unserer Mitarbeiter vergrößern. Dazu brauchen wir aber Zeit. Urteilen Sie nun selbst, mein Herr, ob wir unter den gegenwärtigen Umständen unseren Einzug nach Luzern wünschen können. Sie fragen mich, ob man in Rom über diese Einzelheiten unterrichtet ist. Ja, mein Herr, man weiß davon und es ist sehr notwendig, daß man dort davon weiß».

Herr v. Philippsberg mußte sich selbstverständlich überzeugen, ob ihm der Provinzial nicht eine bloß für Metternich berechnete Rede gehalten hatte, und begab sich zu seinem Vertrauten, dem Freiburger Alt-Tagsatzungsabgeordneten Herrn Forell, um auch ihn auszuholen. Ohne von der stattgefundenen Unterredung etwas zu wissen, wiederholte Forell fast den ganzen Gedankengang Rothenflues und betonte, daß dieser als klarschender Mann sich durchaus weigere, nach Luzern zu gehen.

Zu dem ganzen Bericht machte Philippsberg für Metternich die Anmerkung: «Wenn die Jesuiten sich tatsächlich nicht mit Luzern belasten können, wäre es nicht viel klüger gewesen, dem Winke zu folgen, den Euer Durchlaucht ihnen im vergangenen September gegeben haben? Wenn die Jesuiten im Anfang diese Frage kurz abgeschnitten hätten durch die Erklärung, daß sie sich mit Luzern nicht belasten wollen, dann hätte ihre Sache nur gewinnen können und sie hätten der Schweiz diesen ebenso unheilvollen wie nutzlosen Hader erspart».

Die Schweizer Jesuitenfrage darf wirklich nicht dem Konto von Metternichs Politik zugerechnet werden. Als die Jesuiten 1845 trotz allem Vor-

ausgegangenen nach Luzern kamen, nahm der österreichische Staatskanzler diese Tatsache mit großem Bedauern zur Kenntnis; er hatte keine Macht und kein Recht gehabt, sie zu verhindern.

Da für die Schweiz die Jesuitenfrage schon seit langem nur mehr eine historische Angelegenheit ist, wird es gerade auf diesem Boden allmählich immer leichter werden, mit strenger Objektivität darüber zu urteilen. Jedenfalls wird dies Streben durch Bücher wie Staehelins vorliegende recht gelungene Arbeit sehr gefördert.

Freiburg in der Schweiz.

Arnold Winkler.

LUIGI FASSÒ. *Avventurieri della penna del Seicento*. Firenze 1924, Le Monnier, pp. XV-353.

Das Buch breitet in ungemein knapper Darstellung die Resultate langjähriger Studien vor uns aus, die den Verfasser aus den Archiven und Bibliotheken von Florenz und Rom nach Genf, Paris und London führten. Das Glück war ihm dabei in ungewöhnlichem Maße hold, denn der neu aufgefundene reiche Briefwechsel des berühmten Florentiner Bibliophilen *Antonio Magliabechi*, eine große Zahl unbekannter Episteln von Conrart, Pierre Bayle, dem Kardinal Mazarin, dem toskanischen Geschäftsträger Terriesi in London, die Auszüge aus den Genfer Rats- und Konsistorialakten: all das enthüllt uns ein ungemein lebendiges Stück Kulturgeschichte vom Ende des 17. Jahrhunderts. Und zwar ist es ein sehr intimer Aspekt, unter dem wir den Sonnenkönig Ludwig XIV. und seine in feierlichen Allongeperücken regierenden Kollegen erblicken: wie sie nämlich von Glücksrittern ausgebeutet werden und in zorniger Ohnmacht den Libellisten, nachdem er bereits eine Schandschrift gegen sie losgelassen hat, doch wiederum bezahlen, damit er sie künftig verschone!

Das unerreichte Vorbild dieser Abenteurer war Pietro Aretino gewesen. Ihm strebten, ohne freilich seine Genialität zu erreichen, die Libellisten nach, deren Schicksal Fassò verfolgt. Vorab der «Historiker» und ungeheuerliche Vielschreiber *Gregorio Leti*. Neben ihm sein Landsmann *Arconati Lamberti*, dessen Biographie einen wie die wahre Ironie des Geschickes anmutet. Als dritter könnte sich der wackere Theologe *Tomaso Tomasi* freilich beklagen, in eine so wenig erfreuliche Gesellschaft geraten zu sein: geschähe es nicht, um ihm sein gutes Eigentum, die bisher Leti zugeschriebene *Vita del duca Valentino* zurückzuerstatten. — Da Leti und Lamberti sich vielfach mit der Schweizergeschichte berühren und ihre Lebensumstände bisher nur sehr unvollkommen bekannt waren, möge hier das Wesentliche aus der kritisch gereinigten Vita angeführt sein.

Gregorio Leti, 1630 aus vornehmer Familie zu Mailand geboren, erhält seine Erziehung von Jesuiten und soll nach dem Willen des ihn betreuenden Oheims, des Bischofs von Acquapendente, Priester werden, dagegen war er niemals Mönch. Doch sein heißes Blut treibt ihn erst abenteuernd in Italien herum, wobei er zum Broterwerb eine Reihe bedenk-

licher erotischer Schriften verfaßt: *Il letto fiorito, Il parlatorio delle monache*¹ etc. 1657 nach Paris unterwegs, kehrt er in Genf an, wird Calvinist und heiratet die Tochter des angesehenen Arztes Antoine Guérin. Erst als Italienischlehrer und Druckereikorrektor, dann als freier Literat haust er nun volle 22 Jahre in der Stadt Calvins und publiziert eine Masse pseudo-historischer Werke, anonymer Libelle u. dgl. Am einträglichsten waren dabei die Funktionen des geheimen politischen wie literarischen Agenten einer langen Reihe von Staaten und Fürsten: von Genua, Modena, Parma, Savoyen, Venedig, der « Elettori di Brandeburgo, di Sassonia, di Baviera, del Palatino, i principi di Vittemberg, di Brunsvich, d'Hassia e di Cassel ». Er amtet auch mehrfach bei Grenzstreitigkeiten zwischen Neuenburg und Bern (1679) oder in einem Zwist zwischen Venedig und Zürich (1676) etc. (p. 60) und bezog entsprechende Pensionen. Sein eigentlichstes Vertrauensamt aber bestand darin, die in Genf erscheinenden Libelle von ihrem Druck aufzuspüren, im Manuskript anzukaufen und zu vernichten. So geschah es sonderlich für Cosimo III. von Toscana, der durch seinen Eheskandal der Spottlust besonders ausgesetzt war und in dessen Interesse Leti beispielsweise eine Schmähschrift *La Margarita ridotta in pillole* rechtzeitig erwarb und verbrannte — offenbar war es ein Wortspiel zwischen margarita-Perle und Marguerite v. Orléans, der Gattin des Großherzogs (p. 49). Von 1672 weg beginnt der interessante Briefwechsel mit Magliabechi: aus dem Fassò unter anderem die erbauliche Feststellung zieht, daß die reichlichen und teilweise wertvollen Literatennachrichten im III. und zum Teil im IV. Band der *Italia regnante* Letis samt und sonders von Magliabechi stammen — darunter vorzüglich ein mächtiges Lob des Herrn Magliabechi von Herrn Magliabechi selbst! Ob Leti bei der Abfassung seiner *Vita di Sisto V*, worin er das Leben des Papstes in einen eigentlichen Schelmenroman verwandelt, wirklich einfach geschwindelt oder, wie er es behauptet, mindestens römische Libelle benutzt hat, bleibt unentschieden. Dagegen sind (wie Beneducci bewies) von den vierzig angeblichen Briefen des *Traiano Boccalini* 32 von Leti einfach erfunden, 6 stark verändert und bloß 2 wirklich echt! Und ähnlich scheint es um die berühmten *Lettere di fra Paolo Sarpi* zu stehen, von denen bereits Magliabechi urteilte: er halte sie für gefälscht ob ihrem schlechten Stil und dem allzu heftigen Protestantismus (p. 62). Die *Vita di Filippo II* machte 1679 dem Aufenthalt Letis in Genf ein jähes Ende: die Genfer Pastoren hatten von jeher weder seinen Glaubenseifer noch seine Schreiberei sehr hoch eingeschätzt, die Schriften seien « assez ridicules et meslées de galimathias » schreibt Jacques Sarasin 1665 in sein Tagebuch. Nun zogen sie aus der *Vita di Filippo II* eine ganze Anzahl von Stellen, in denen katholische Dogmen (über Gnadenlehre, Papst etc.) verherrlicht, während mit dem Admiral Coligny recht schlecht umgesprungen und Calvin ohne Ehrfurcht

¹ Ein Exemplar der seltenen Erstausgabe von 1650 besitzt die Basler Universitätsbibliothek aus dem Besitze Jakob Burckhardts.

genannt wurde. Auch wird Leti fälschlich die Abfassung oder mindestens der Druck des obszönen Buches der sog. Aloysia Sigaea aufgebürdet. Fast gleichzeitig stellen sich die protestantischen Orte mit Klagen ein, er habe in seinem Libello politico dargelegt, wie man Hader und Grenzstreitigkeiten unter sie tragen könnte (p. 100). So wird der Gescholtene nach langwierigen Verhandlungen von Genf verbannt. Er hat es bloß der scharfen Protektion Ludwigs XIV. zu danken, daß er an Hab und Gut ungekränkt über die Grenzen kommt. Leti eilt nach Paris, hat eine Audienz beim Sonnenkönig: «*che si degnò con somma bontà di mettere nel mio entrare alquanto la mano al cappello*» (p. 123), allein die Einladung Ludwigs, doch gleich beim Père de la Chaise vorzusprechen, macht Leti stutzig und als man ihm kurzerhand zwar eine Hofhistoriographenstelle anbietet, als Kollegen von Boileau und Racine, aber erst nach dem vorgängigen Rücktritt in die katholische Kirche, da bringt er doch die genügende Festigkeit auf, um Nein zu sagen und nach London an den Hof Karls II. weiter zu reisen. Auch die schöne Marquise *Sidonie de Courcelles*, die er einst in Genf stolz am Arme durch die Stadt geführt, bis sie ihm «*alcuni magistrati più umani*» und die «*spade d'oro e d'argento*» abspenstig gemacht hatten, besucht er im Gefängnis der Pariser Conciergerie — ohne daß sie ihn zu halten vermochte (p. 146 ff.). In England bringt er zwei Jahre (1680—82) zu, gelangt wiederum bis hart vor den Posten eines offiziellen Geschichtsschreibers in italienischer Sprache — und verscherzt abermals sein Glück durch seine englische Geschichte: *Il teatro britannico* mit unvorsichtigen Angriffen gegen den Herzog von York und die Tories, sowie eine Menge hoher Herren. Abermals wird er ausgewiesen. Die Berichte des toskanischen Geschäftsträgers *Terriesi* an Magliabechi lauten dabei vernichtend für die Erpressungen seines Landsmannes, und wie es aus bloßer Angst vor seiner giftigen Feder geschehe, daß auch die im Teatro Beleidigten sich eilig noch mit reichen Geschenken einstellten. So zieht unser Glücksritter mit Weib und Kind ins letzte Exil: nach *Amsterdam*, wo er mit Schreiben und Erpressen nimmermüde fortfährt. Hier verfaßt er seine *Historia Ginevrina* und offeriert sie sogleich dem Rate Genfs zum Ankauf resp. zur Verbrennung um 227 écus d'or! (p. 229). Aber die Genfer, erst geneigt, fanden den Preis offenbar zu hoch und gaben ihm würdig keine Antwort. Um 1693 war die Zahl seiner Werke auf über hundert gestiegen, wobei er sich selbst nicht mehr an alle erinnerte: da er sie oft anonym oder unter dem Namen Anderer oder unter wechselnden Pseudonymen verfaßt habe! 1701 nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. —

Die bisherigen italienischen Biographen haben in Leti einen heroischen Patrioten gesehen, der vorab in zwei seiner Schriften kraftvolle Worte gegen die spanische Fremdherrschaft gefunden habe, ferner einen Historiker, dessen Nachrichten über die zeitgenössischen Literaten noch heute wertvoll seien und nicht weniger seine Biographie von Cesare Borgia.

Endlich einen Glaubenshelden, der seiner einmal gefaßten Meinung treu blieb durchs ganze Leben. Fassò zerpfückt diesen Lorbeerkranz unbarmherzig. Er beweist, daß die antispänischen Schriften von *Lamberti* stammen, die zeitgenössischen Nachrichten über Literaten von *Magliabechi* und die Vita des Borgia von *Tomasi*. Als einzige charaktervolle Tat bleibt seine Weigerung, abermals zu konvertieren. Je nach dem zu erwartenden Leserkreis hat Leti Protestanten oder Katholiken gelobt oder getadelt.

In einer Kontroverse mit den Amsterdamer Buchhändlern wird ihm daher vorgeworfen, religiös völlig indifferent zu sein: « Comme l'on voit, il est bien loin d'être de nôtre Religion. Si on lui demande s'il croit qu'on se puisse sauver, il prétend que oui et dans la nôtre et dans toutes les autres on peut esperer le salut selon lui. Pour moi — dit-il — je suis de ce sentiment qu'en quelque Religion que ce soit, tout homme qui vit moralement bien, sans donner aucun scandale et faire tort à son prochain et qui adore un Dieu infiniment élevé au dessus de toutes les Creatures, je suis dis-je de ce sentiment, qu'il y a beaucoup de sujet d'esperer le salut d'un tel homme. Tellement que tout Chretien, tout Turc, tout Payen qui aura ces conditions, n'a qu'à venir, M. Leti lui promet l'entrée du salut » (p. 252). Ob einer solchen « Indifferenz » verfolgte ihn in der Tat das Amsterdamer Konsistorium. Ob sein religiöses Empfinden wirklich zu einer so hohen schönen Toleranz gelangt war, entzieht sich unserem Urteil. Daneben aber ist er von solcher Oberflächlichkeit, Käuflichkeit, erpresserischer Skrupellosigkeit, daß Fassò als einzige Entschuldigung die allgemeine Demoralisation seines Zeitalters anführt, die solche Skribenten schuf und ertrug. —

* * *

Im Jahre 1673 taucht in Genf ein Mailänder Flüchtling Namens Giovanni Girolamo Arconati *Lamberti* auf, dessen Zugehörigkeit zur vornehmen Familie der Arconati Fassò zu beweisen trachtet. Eine bedenkliche Reihe von Missetaten hing bereits an seinem Namen, von denen wenigstens ein Mordversuch zu Rom an Jacopo Altoviti, dem Patriarchen von Antiochia, feststeht. Er bringt (1672) sich in Genf durch das Verfertigen von Schandlibellen durch, die er vor dem Druck den Betroffenen zur Erwerbung und Unterdrückung anbietet. Doch daneben verfaßt er hier jene beiden Schriften, die Leti in den unverdienten Ruf eines guten italienischen Patrioten brachten: *Il governo del duca di Ossuna*, 1678: einen brennenden Protest gegen das schlechte Regiment der Spanier in Mailand, und als bewußtes Gegenstück: *La vita di Bartolomeo Arese, presidente del senato di Milano*, 1682. Damit hat aber seine idealische Tätigkeit gründlich ihr Ende erreicht. Er beginnt vielmehr sich dem schönen Beruf des politischen Doppelspiens zu widmen.

Die geistlichen und Kriminalbehörden Genfs machen immer wieder Anstrengungen, seiner durch Einsperren und Ausweisen ledig zu werden, doch umsonst, er heiratet sogar — sehr gegen den Willen eines hohen

Konsistoriums — eine Genferin und findet bei deren Familie Schutz. In Basel vermutlich wird er Protestant. Als Vertrauensmann des spanischen Gouverneurs von Mailand bereitet er (Frühling 1684) von Genf aus in Gemeinschaft mit in die Schweiz geflüchteten Hugenotten einen Aufstand im Dauphiné, Languedoc, Vivarais und den Cevennen vor und verkauft sofort den ganzen Handel samt Dokumenten dem französischen Gesandten M. de Gravel in Solothurn! So sind wir völlig mit dem Nachfolger Gravels, Michel Antoine Tambonneau, einverstanden, der am 7. Februar 1685 an Ludwig XIV. berichtet: C'est un homme connu icy pour un scelerat, qui n'a ni foy ni religion (p. 306). Doch nun folgt der jähe Umschlag. 1686 taucht Lamberti in Amsterdam auf und ist 1691 bereits Sekretär des englischen Botschafters im Haag, Lord Portland. Er bleibt in dieser gewichtigen Stellung bis 1718. Die hohe Politik bietet ihm nun vermutlich schöne Gelegenheit, die mannigfachen « Vorstudien » und Erfahrungen seines bisherigen Lebens zu verwerten! Dann, 1718, zieht sich der Wackere mit samt der Familie, an Ehren und Glücksgütern gesegnet, nach Nyon zurück. Allerlei kleinere literarische und historische Arbeiten hatte er in den vergangenen Jahren veröffentlicht und so unternimmt er ein mächtiges, 12 bändiges Werk: *Mémoires pour servir à l'histoire du 18e s. . .*, 1724—34 gedruckt. Schon 1723 wird er Bevollmächtigter des Landgrafen von Hessen-Kassel in Bern und Genf, wobei ihm der Genfer Grand conseil zwei Gesandte schickt: pour lui faire les civilités du Conseil sur son caractère! Und als Lamberti 1631 gar Resident des Königs von Schweden wird, da führen ihn die Genfer feierlich zu einem Festschmaus in ihr Hôtel de Ville, von dem ein Menschenalter vorher so oft Haft- und Ausweisungsbefehle gegen ihn ergangen waren.

Und die Torwache hat jedesmal anzutreten und die Waffen zu präsentieren, wenn der Herr Gesandte vorüberschreitet.

Lamberti aber verbringt seine alten Tage traulich in Nyon und wird mit Ehren in der dortigen Kirche 1733 bestattet.

Neben diesen beiden Glücksrittern nehmen sich die Schicksale des zu Urbino geborenen D. theol. und Professors an der römischen Minerva, *Tomaso Tomasi* (1608—58), sehr ärmlich aus. Neben einer Reihe gründlich vergessener literarischer Arbeiten verfaßte er vor allem die bisher Leti zugeschriebene *Vita del duca Valentino*. Ihr erster Teil wurde von Tomasi dem Kardinal Mazarin eingesandt, der ihm nach der Fertigstellung des Werkes den Posten eines Hofhistoriographen versprach. Doch die Sache zerschlug sich und so mußte Tomasi schließlich 1655 seinen anonymen Erstdruck der Großherzogin von Toscana widmen. Das Werk geriet rasch auf den Index und kam dann abermals 1670 in Genf heraus, diesmal von Leti.

Die geschickte, sich nie im minimen Detail der gewissenhaft erledigten Vorstudien verlierende Darstellung, die kühle Unparteilichkeit gegenüber den geschilderten Menschen, der Sinn für das Kulturhistorische machen

aus dem Werke Fassòs eine Leistung, die der italienischen Wissenschaft zur Ehre gereicht.

Basel.

Ernst Walser.

MARIE-L. HERKING. *Charles-Victor de Bonstetten. Sa vie, ses oeuvres*, Lausanne, 1921.

Mlle Marie-L. Herking a publié, il y a déjà plusieurs années, cette forte étude sur Charles-Victor de Bonstetten, qui a le double avantage d'être très documentée et d'une lecture attrayante. Il faut lui en savoir gré. Car Bonstetten, s'il n'a pas été un grand génie, s'il n'a pas laissé d'oeuvre immortelle, est à coup sûr une personnalité remarquable en tant qu'homme et en tant que Suisse, et c'est justement parce qu'il n'a pas dépassé son temps, qu'il le reflète avec une fidélité absolue. Contemporain de Goethe, ayant vécu presque un siècle (1745—1832), il est un représentant des plus intéressants d'une époque tourmentée de notre histoire, dont il a partagé les aspirations, les espérances et les déceptions. Patricien bernois, faisant carrière de magistrat avant de se vouer aux lettres, il a pris une part active aux événements de son temps, bien qu'au fond il fût plutôt un intellectuel qu'un homme d'action. Faire sa biographie, c'est passer en revue l'histoire politique, sociale et littéraire de la fin du 18^{ème} et du commencement du 19^{ème} siècle.

A Berne, où il est né, il passe une enfance attristée par les conventions et les traditions du milieu aristocratique auquel il appartient. L'éducation « opprimante » qu'il reçoit provoque en lui très tôt un violent désir d'indépendance. Son père, heureusement, l'envoie dans la Suisse Romande vers sa 15^{ème} année, à Yverdon d'abord, puis à Genève. Là il s'épanouit, sa vie se transforme, il étudie avec ardeur, il s'intéresse à l'« affaire Rousseau » (1763), il est heureux. Il a le bonheur de s'attirer l'affection du philosophe Charles Bonnet qui le conseille, le dirige, l'instruit, devient son Mentor. Il fréquente les salons des gens « du haut », visite Voltaire à Ferney. A côté de Berne, dont il qualifie le régime de « tyrannie consommée », Genève lui paraît « un asile de liberté »: elle deviendra sa patrie d'élection. Il y reste jusqu'à sa 22^{ème} année, puis il entreprend des voyages d'études, en Hollande d'abord, puis en Angleterre, où le grand poète Thomas Gray le distingue de son amitié. A Paris, où il se rend ensuite, il fréquente les Encyclopédistes, auxquels il est présenté par Mme Necker. Il a des succès mondains, pour les dames « il incarne un berger de l'Arcadie de Gessner ». Après un voyage en Italie, il se décide à contre-cœur à rentrer à Berne, et bientôt (1775) il y est élu membre du Grand Conseil.

Entre-temps il a rencontré à Schinznach, à la réunion de la Société Helvétique, le jeune historien Jean Müller, pour lequel il se prend d'une amitié soudaine et enthousiaste, et qu'il encouragera beaucoup dans la suite à écrire sa célèbre « histoire des Suisses ». Müller de son côté

fortifie dans son ami l'intérêt aux choses de la patrie. Bonstetten fera partie du gouvernement bernois pendant 23 ans, au cours desquels il remplit 3 fois les fonctions de « baillif » à Gessenay; à Nyon (1787—1793), où il subit les contre-coups de la révolution française; à Locarno. En 1798 il assiste à la chute de l'ancienne république de Berne, chute qu'il avait prévue avec Müller, sans pouvoir y remédier. Il voit sa ville natale envahie par les Français, pillée par ses propres concitoyens, sa vie est en danger, et comme il se sent pour l'instant incapable de rien faire pour sa patrie, il l'abandonne, il part en exil. Sa carrière d'homme d'état est finie.

Il s'en va au Danemark, où il reste pendant 3 ans l'hôte de la famille Brun, dont il avait fait la connaissance lors de son séjour à Nyon. Il s'était lié d'amitié avec Mme Brun, femme-poète très bonne et très cultivée, qui eut sur lui une influence heureuse et durable. Il se met sérieusement à écrire. En 1801 il revient en Suisse, et y tombe dans un désordre indescriptible. Convaincu de nouveau, après quelques efforts inutiles, qu'il lui est impossible de sauver « cette triste Troie », il fait un deuxième voyage en Italie, après lequel il se fixe définitivement à Genève. Il y vit désormais comme écrivain, et devient bientôt le centre d'une société européenne. Il assiste au 1^{er} juin 1814. Il se lie avec Necker, Pictet - de Rochemont, Sismondi, Mme Necker - de Saussure, Mme de Staël... Ce sont des années douces, comblées d'amitié, productives. Les nuages sont rares dans le ciel clair de cette existence privilégiée. Bonstetten meurt à Genève le 3 février 1832.

Ces indications suffisent pour montrer le profond intérêt de cette vie, que Mlle Herking développe devant nous en l'illustrant de nombreuses citations empruntées à la correspondance inédite de Bonstetten. Nous y découvrons un observateur très fin et un écrivain charmant.

Son temps, avons-nous dit, se reflète en lui. Dans sa jeunesse il nous apparaît comme une sorte de « René ». Pendant ses voyages d'études il a passé par une crise de « mal du siècle », qui assombrit un jour son âme à tel point, qu'il désira mourir. Son rêve d'une vie consacrée aux lettres explique les nombreux flottements et les hésitations qui précédèrent sa résolution d'accepter une charge publique. Il se résigna bien difficilement à quitter ce qu'il croyait « la voie de la gloire et de l'immortalité ». Ses relations d'amitié avec Müller, Gray, le poète Matthisson, Mme Brun portent les empreintes du romantisme: enthousiasme, sentimentalité, lyrisme, contemplation de la nature. Sa première oeuvre, ses « Lettres sur une contrée pastorale de la Suisse » écrites à Gessenay, proclame le retour à la nature, et l'admiration des Alpes, que son compatriote Haller avait éveillée dans tous les coeurs. Ses « Idylles » sont imitées de Gessner. Plus tard il se fera pédagogue à la suite de Rousseau. Esprit libéral, il prêchera à Berne la démocratisation du gouvernement dans l'espoir de prévenir la révolution, dont il partageait d'ailleurs les grandes idées. C'est

grâce à cet esprit libéral, conciliant, qu'il put se maintenir à son poste de Nyon en des circonstances extraordinairement délicates; les Vaudois haïssaient Berne, et aimaient Bonstetten! Au Danemark, il découvre à son tour Ossian et la poésie du Nord. Il étudie les vieilles langues du Nord pour pouvoir lire les « Sagas » dans leur texte. C'est un engouement. Il va jusqu'à faire de véritables recherches linguistiques et à écrire un article sur l'islandais. C'est lui qui donnera à Mme de Staël le désir de connaître les littératures septentrionales; c'est lui aussi qui lui expliquera ce qu'est « la société de Schinznach ». Avec le temps il penche de plus en plus vers la philosophie, et au cours de ses voyages il s'intéresse avant tout à « l'homme », qu'il étudie partout sur le vif. Sous l'influence du « retour à l'antique », qui se fait sentir alors dans toute l'Europe, il décrit ses pérégrinations dans le « Latium », et devient presque un auteur célèbre. Il dit de même son mot dans le fameux débat entre « l'Ossianisme » et le « Classicisme », en écrivant « L'homme du midi et l'homme du nord ». Par le cœur et l'esprit il a vécu tout ce qui émouvait alors l'Europe. Il est un Européen.

Mais il est aussi un Suisse. Il l'est par sa famille; par sa formation intellectuelle, produit de deux cultures; par son amour de la patrie, qui doit du reste beaucoup à l'influence de la Société Helvétique, et surtout à l'amitié de Jean de Müller, à celle aussi de Füssli, de Stapfer, de Zschokke. Le patriotisme pour Bonstetten n'est pas seulement un sentiment, mais un devoir. S'il a aimé l'humanité, il a aimé la Suisse tout autant, il l'a servie, et lui a voué sa sollicitude jusqu'à son dernier jour. Son oeuvre, écrite moitié en allemand, moitié en français, montre, à de rares exceptions près, une tendance significative de notre esprit national: elle veut éclairer les hommes, elle est écrite en vue d'une action morale. Laissons de côté ses projets de réformes, ses traités sur l'éducation: même quand il écrit le « Latium », ce n'est pas seulement pour décrire la « scène des six derniers livres de l'Enéide », c'est aussi pour attirer l'attention du monde sur l'état lamentable d'un pays désolé, où sévissent la misère, la famine et les fièvres. Certes, il a vu ce pays autrement que Châteaubriand! C'est cette tendance qui forme l'unité dans l'oeuvre si complexe de Bonstetten. Si d'ailleurs on veut en expliquer l'étonnante diversité, on devra se rappeler qu'elle n'est que la projection de la vie de son auteur. Indépendamment de ses qualités littéraires, elle gardera sa valeur avant tout comme illustration de cette vie. Elle restera le témoignage d'un esprit très distingué, curieux de tout, qui s'étant assimilé sans effort le génie des races méridionales et septentrionales, travailla à éveiller la sympathie des nations les unes pour les autres, ce qui est proprement un idéal suisse.

Peut-être trouvera-t-on un jour que sa meilleure oeuvre, c'est sa correspondance, qui est encore inédite en grande partie, et que Mlle Herking souhaite de voir publiée intégralement. Nous partageons ce souhait après avoir lu ce livre, qui évoque fort heureusement la figure

de Bonstetten. Car il a toute la précision scientifique, et de plus la clarté et l'élégance, c'est-à-dire le style convenant à la description d'un homme qui charma ses contemporains par son savoir étendu, son âme sensible, et la grâce de ses manières.

Basel.

O. Kluth.

Dr. ARNOLD JAGGI. *Über Johannes von Müllers Geschichtsauffassung.* Bern 1922, Paul Haupt. Akad. Buchhandlung, 8°, IV+119 S.

Die ersten fünf Kapitel dieser Untersuchung sind als Berner Dissertation herausgekommen; hier liegt uns nun die abgeschlossene Arbeit vor. Sie ist eine wertvolle Ergänzung unserer historiographischen Literatur, die manche Seite der wissenschaftlichen Tätigkeit des Schweizer Geschichtsschreibers, die verschiedenen Einflüsse, die auf sein Leben und sein Werk einwirkten, in helles Licht rückt und in ihren Ergebnissen vielfach ein endgültiges Urteil bedeutet. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, bloß aus einzelnen Werken oder sogar nur aus Stichproben die Bedeutung Johannes v. Müllers als Geschichtsschreiber darzustellen; er hat seine Werke gewissenhaft und verständnisvoll, ohne vorgefaßte Meinung, gelesen, und er verfügt auch im wesentlichen über die Kenntnis der einschlägigen Literatur bis zu den neuesten Veröffentlichungen. Von den Schriften Müllers hätten vielleicht die zahlreichen Rezensionen noch etwas ausgiebiger ausgenützt werden dürfen, weil gerade aus der Besprechung und Beurteilung der Arbeiten anderer Geschichtsschreiber die Ansichten Müllers über die Aufgaben und Methoden der Geschichtsschreibung, über die von ihm vertretene Geschichtsauffassung am deutlichsten ersichtlich ist. Daß der reiche, zum Teil noch ungedruckte Nachlaß Müllers, den die Schaffhauser Stadtbibliothek aufbewahrt, nicht herangezogen worden ist, möchten wir dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen; für die Lösung seiner Aufgabe war dies nicht erforderlich. — In einer kurzen Einleitung, «historiographische Voraussetzungen», schafft sich der Verfasser die nötige Grundlage zu seiner Untersuchung, indem er nachweist, wie sich an Stelle der individualistisch-rationalistischen Erklärungsweise der Aufklärung, die den früheren Zeiten nicht gerecht werden konnte, weil sie alles geschichtliche Geschehen vom Gesichtspunkte ihrer eigenen Auffassung, vom Standpunkt der Vernunft, Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit aus betrachtet, allmählich eine neue geschichtliche Betrachtungsweise sich herausbildete. Bestimmte Grundlagen hierfür haben schon französische Aufklärer — Montesquieu, Voltaire, Rousseau — geschaffen; Herder forschte nach den Ursprüngen des menschlichen Wesens und Schaffens und stellte die Lehre vom organischen Werden, vom stillen, unmerklichen Wachsen auf; er fordert vom Geschichtsschreiber, daß er sich in das Zeitalter, in die Himmelsgegend, in das Wesen der Völker hineinfühle und die geschichtlichen Erscheinungen nicht nach Gesetzen, die ihnen fremd sind, beurteile. Durch die Annahme, daß nicht bloß jedem Geschöpf, sondern auch den Völkern eine eingeborne Lebenskraft, eine eigentümliche Naturanlage inne wohne,

wird die für die Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts grundlegende Anschauung von der nationalen Bedingtheit des geschichtlichen Geschehens gewonnen.

Auch die Revolution hat neue historische Erkenntnisse aufgebracht; an die Stelle der individualistisch-pragmatischen Erklärungsweise der Aufklärung tritt der Entwicklungsgedanke. Die Frage nach Zweck und Wert der Erscheinungen tritt zurück; der Sturm und Drang setzt an die Stelle der Autonomie der Vernunft diejenige des Lebens; der Zweck der Geschichtschreibung ist nicht mehr in erster Linie die nützliche Belehrung oder kritisches Urteil, sondern sie wird Selbstzweck, in der Romantik sogar ein Gegenstand der Andacht und Verehrung; der Staat wird als Person mit eigenem Genius aufgefaßt, als Gesamtkraft vieler aufeinanderfolgender Geschlechter; im positiven Recht anerkennt sie das wahre Naturrecht; sie weist jede Weiterentwicklung ab, weil sie auf dem Boden der Vergangenheit steht. Die historische Schule des 19. Jahrhunderts teilt mit der Romantik die Vorstellung des Volkes als Gesamtheit der verschiedenen Generationen, erblickt aber in der gesamten geistigen Kultur den freien Ausfluß des Volksgeistes; sie wahrt die geschichtliche Entwicklungsmöglichkeit im Gegensatz zur politischen Romantik.

Auf der Grundlage dieser Ausführungen sucht nun der Verfasser die allgemeinen Grundzüge der Geschichtsauffassung Müllers, der mitten in diese wichtige Übergangszeit gestellt war, zu erfassen. Die Lösung dieser Aufgabe ist bei ihm besonders schwierig, weil bei seiner außergewöhnlichen Rezeptivität, mit der er alle Ideen und Strömungen der Zeit, geistige und politische, aufgenommen und wiedergegeben hat, und bei der Eigentümlichkeit, daß bei ihm diese Einwirkungen nicht aufeinander folgen und sich ablösen, sondern vielfach nebeneinander herlaufen und sich durchkreuzen, eine abgeklärte Geschichtsauffassung bei ihm nicht zustande gekommen ist. Aufklärung, Sturm und Drang und schließlich die Romantik haben mit ihren Ideen auf ihn eingewirkt und ihn im Leben und Werk festgehalten. Bei dem Versuche, diese Einwirkungen im Einzelnen nachzuweisen, liegt die Gefahr nahe, aus vereinzelt Äußerungen, die bei dem erregbaren, von momentaner Stimmung ergriffenen Wesen Müllers vor allem auch im Briefwechsel sehr häufig vorkommen, Folgerungen auf die gesamte Geschichtsauffassung abzuleiten, die in ihrer Allgemeinheit kaum zulässig sind. Diese Klippe hat der Verfasser wohl nicht in allen Fällen anstandslos zu umschiffen vermocht. So kommt er denn öfters in den Fall, eine Behauptung, die er aufgestellt hat, sofort wieder zu beschränken oder zu modifizieren. Es ist wohl auch nicht empfehlenswert, auf Äußerungen, die in politischen Gelegenheits- und Tendenzschriften Müllers gelegentlich vorkommen, allzu sehr abzustellen. Mit Recht wirft Jaggi einem seiner Vorgänger, Schück, dem er allerdings nach meinem Eindruck allzu scharf auf den Leib rückt, vor, daß er sich vornehmlich an die politischen Schriften Müllers, vor allem an die Schriften über den Fürstenbund, ge-

halten habe. Der schwere Vorwurf aber, daß Schück die historischen Bücher Müllers gar nicht gelesen habe, nicht einmal die verschiedenen Vorreden zur Schweizergeschichte, scheint mir ungerechtfertigt zu sein. Aus dem Umstande, daß Schück nicht zu den gleichen, scharfsinnigen Schlüssen gekommen ist, wie sein Nachfolger, darf ein so vernichtendes Urteil nicht abgeleitet werden.

Sehr gut weist der Verfasser nach, wie sich in den verschiedenen Beurteilungen der Schweizergeschichte, von der Bostoner Ausgabe von 1780 bis zur revidierten Leipziger Ausgabe von 1806 und zur letzten Veröffentlichung, der ersten Abteilung des fünften Teils im Jahre 1808, eine wesentliche Änderung und Entwicklung in der geschichtlichen Auffassung Müllers erkennen läßt. Etwas zu großes Gewicht wird dagegen auf die 24 Bücher allgemeiner Geschichten gelegt, die, nebenbei gesagt, in der vorliegenden Fassung nicht mit den Genfer Vorlesungen aus den Jahren 1778—80, aus der Aufklärungsperiode Müllers, übereinstimmen, sondern aus einer weitgehenden Umarbeitung in den Jahren 1795 und 1796 in Wien hervorgegangen sind, also aus einer Zeit stammen, in der bereits ganz andere Einflüsse, vor allem derjenige Herders, auf ihn einwirkten. Neben dem Bruder Müllers, Johann Georg, der wohl auch hie und da einer Erwähnung würdig gewesen wäre, weil er an der wissenschaftlichen Arbeit Müllers den größten Anteil nahm und ihm oft mit seinen Ansichten und Ratschlägen wertvolle Winke gab, hat vor allem Herder eifrig auf die Ausarbeitung der Universalhistorie gedrängt. Der Grund, weshalb ich diesem Werke Müllers keine allzu große Bedeutung beilegen möchte, liegt darin, daß er selbst sie nur als eine Vorarbeit betrachtete und nicht für den Druck reif hielt, weil er vielmehr für das abgeschlossene Werk, zu dessen Ausführung er nicht gekommen ist, ganz andere Grundsätze und Zwecke in Aussicht stellte. —

Etwas eingehender hätte die Stellung Müllers zur Frage der Benützung der Geschichtsquellen auseinandergesetzt werden dürfen; denn obwohl ihm die eigentliche Quellenkritik nach ihrer neuen Entwicklung noch fremd war, hat er doch die Wichtigkeit der Geschichtsquellen vollkommen erkannt; in seinen Rezensionen begrüßt er vor allem diejenigen Werke, die neue Quellen eröffneten; in seinen letzten Lebensjahren dachte er ernstlich an die Herausgabe einer großen Quellensammlung für die deutsche Geschichte, wie sie später durch die Pertzischen *Monumenta Germaniae historica* verwirklicht worden ist.

Die Einteilung des Stoffes in drei Teile: I. Die allgemeinen Grundzüge von Müllers Geschichtsauffassung; II. Analyse von Müllers historisch-politischem Denken und III. Müllers Werk im Verhältnis zu seiner Zeit und seiner Persönlichkeit bedingt mehrfache Wiederholungen, weil sich die drei Teile nicht immer scharf auseinanderhalten lassen, sondern häufig ineinander übergreifen. Insbesondere gilt dies vom dritten Teile der Abhandlung.

Im ersten Kapitel weist der Verfasser nach, daß Müller in seiner Göttinger Studienzeit unter dem Einfluß Schlözers noch ganz auf dem Boden der Geschichtsauffassung der Aufklärung stand, die Geschichte vom Standpunkt des praktischen Nutzens auffaßte. Daran hat er auch noch später festgehalten; er sucht auf das öffentliche Leben einzuwirken, praktischen Einfluß auszuüben, aber nicht mehr in rein rationalistischem Sinne, sondern mit geschichtlichem und nationalem Gepräge. Beim Nebeneinanderlaufen der ältern rationalistischen Denkweise des 18. Jahrhunderts und der jüngeren, geschichtlicheren und nationalen des 19. Jahrhunderts beginnt die letztere mehr und mehr zu überwiegen. In den beiden folgenden Kapiteln werden zunächst die rationalistischen Einflüsse und dann die Wirkung der geschichtlichen Richtung auf die Geschichtschreibung Müllers verfolgt.

Im zweiten Teil nimmt Jaggi die Analyse von Müllers historisch-politischem Denken vor, d. h. die Untersuchung einiger Einzelbegriffe desselben, der Fortschritts- und Humanitätsidee, in deren Auffassung die ältere, rationalistische Denkweise neben der jüngern einhergeht, und das Verhalten Müllers in der Frage des Urteils, in dessen durchaus maßvoller Anwendung er von der angriffslustigen Aufklärung abrückt; der Standpunkt Müllers hierin wird recht bezeichnend mit dem Ausdruck «Relativismus» bezeichnet, indem er immer das Hauptgewicht auf die Umstände, auf die gegebenen Verhältnisse legt; in allen Formen will er das Gute suchen und nichts ganz und gar verwerfen. In der Auffassung des Begriffes «Nation» und «Nationalgeist» wird die besonders starke Berührung mit der politischen Romantik nachgewiesen; das starke nationale Fühlen Müllers beruht gleichzeitig auf einer gut eidgenössischen, patriotischen Geistesrichtung. —

Der rein rationalistisch-naturrechtlichen Begründung des Staates stellt Müller eine historische an die Seite; der Staat ist ihm ein selbständiges, lebendiges Wesen mit dem Selbstzweck der Macht, und er kommt sogar zur Verherrlichung der rücksichtslosen Machtentfaltung des Staates im Kriege, im Geiste des italienischen Staatsmannes und Schriftstellers Machiavelli, dessen Einfluß auf die politischen Anschauungen Müllers der Verfasser an verschiedenen Stellen recht gut nachweist. Aber diese, dem Sturm und Drang entsprechende Auffassung wird eingeschränkt durch die Verhältnisse, aus denen Müller hervorgegangen war, durch das Interesse seines geliebten Vaterlandes und der Kleinstaaten, das auf der strengen Wahrung des Rechtes beruhte, und durch den Gedanken des Gleichgewichtes, den er zu einem förmlichen System ausbildete, das auf sein politisches Denken einen tiefgreifenden Einfluß ausübte. Zutreffend weist hier der Verfasser gegenüber Schück auf den Unterschied zwischen der Auffassung des Gleichgewichtes bei Herder und Müller hin; Müllers Gleichgewichtsidee beruht nicht vornehmlich auf der Forderung der Ausgeglichenheit und Harmonie im Sinne Herders, sondern sie teilt eine Hauptansicht

Machiavellis und des wirtschaftlichen Liberalismus von der wohltätigen Wirkung auspornender Gefahr und Konkurrenz. Mit dieser Gleichgewichts-idee hängt auch das Staatsideal Müllers zusammen.

In seinen Ausführungen über die Stellung Müllers zur Idee der Freiheit und des historischen Rechtes bestreitet Jaggi die von mir an anderem Ort ausgesprochene Ansicht vom Widerstreite des Freiheitsprinzipes mit dem historischen, urkundlichen Rechte. Ich vermag dem etwas gesuchten Gedankengang nicht zu folgen, wonach der Widerspruch bei Müller nicht zwischen diesen beiden Prinzipien liegen soll, sondern zwischen seinem historisch-politischen Denken einerseits und seinem Verhalten gegenüber den zeitgeschichtlichen Ereignissen andererseits. Die Versöhnung zwischen dem urkundlichen Herkommen und seinem Freiheitsbegriff ist ihm doch nicht so reibungslos gelungen, wie Jaggi annimmt; der innere Widerstreit bei Müller tritt doch bei mancher Gelegenheit, nicht bloß bei der vielbesprochenen Begrüßung des Bastillensturmes, zutage. Daß er aber versucht hat, die beiden Prinzipien in seinem System zu vereinigen, habe ich selbst angenommen, und ich anerkenne gerne den Nachweis Jaggis, daß diese Vereinigung bei Müller in der Gleichstellung von Freiheit und Recht im Sinne Montesquieus zu suchen ist. Im Grunde genommen steht doch Müller auf dem Boden des historischen Rechts, das er schließlich bis zum Grundsatz der Legitimität gesteigert hat, auch hier als Vorgänger der Romantik. —

Wie Müller seine Auffassung vom Rechte durch seine Lehre vom Geiste der Zeit modifiziert hat, von jener übernatürlichen Macht, gegen die jeder Widerstand aussichtslos ist, zeigt der Verfasser in klarer Weise und wie sich damit die religiösen Gedanken und Gefühle Müllers verbunden haben, indem er in der Entwicklung des Zeitgeistes die Hand Gottes erblickte; das erklärt die Wandelbarkeit Müllers in seinem politischen Verhalten bis zu seiner letzten folgeschweren Kapitulation gegenüber dem gewaltigen Kaiser, dem Gott die Welt in die Hand gegeben habe. Dabei hätte darauf aufmerksam gemacht werden können, daß Müller die Zeichen der Zeit kaum richtig erkannt hat; er hat seine Arbeit und Kraft, vor allem in seiner politischen Tätigkeit, durchwegs staatlichen Erscheinungen gewidmet, die dem Verfall oder der gewaltsamen Umwandlung überantwortet waren: der Genfer Aristokratie, dem untergehenden geistlichen Fürstentum, dem verfallenden deutschen Reich, dem erstarrten fridericianischen Staate in Preußen und schließlich dem ephemeren westfälischen Königreiche.

Jaggi bezeichnet die Geschichtsauffassung Müllers als einen « religiös gefärbten Historismus »; die bestehenden Verhältnisse sind von Gott gewollt oder doch zugelassen.

Im dritten Teil betrachtet der Verfasser Müllers Werk im Verhältnis zu seiner Zeit und zu seiner Persönlichkeit. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß in diesem Schlußteil manche Wiederholungen unvermeidlich

waren; viele früher ausgeführte Gedanken und Ansichten werden hier aus den Zeitverhältnissen und aus dem persönlichen Wesen und Erleben Müllers zu erklären versucht, aus seiner außerordentlich feinen Organisation, die von Gegenwart und Umgebung ganz umfaßt und «überwältigt» war. Man wird im allgemeinen den wohlbegründeten Ergebnissen der Untersuchung rückhaltlos beipflichten dürfen. Ein Fragezeichen möchte ich allerdings hinter die Behauptung setzen, daß die Freundschaftssehnsucht Müllers an seiner Vaterlandsliebe mitbeteiligt war, daß diese psychologisch als ein durch persönliche Beziehungen gewecktes, auf Land und Volk übertragenes Freundschaftsverhältnis aufzufassen sei. Der unersättliche Freundschaftsdrang Müllers hat mit seinem Nationalgefühl nichts zu tun; er trägt vielmehr etwas Krankhaftes, Pathologisches an sich. Auch scheint es mir nicht nötig, für die religiöse Wandlung in seinem Leben, für die Rückkehr zum Glauben der Väter ein bestimmtes Erlebnis des Jahres 1782 in Anspruch zu nehmen; ich vermag ebenso wenig als der Verfasser ein solches ausfindig zu machen; die Wandlung hat sich vielmehr allmählich vollzogen. Der Einfluß der inniggeliebten Mutter mit ihrem kindlich frommen Glauben, der Verkehr mit dem geistreichen und dabei bibelgläubigen Philosophen und Naturforscher in Genthod, Bonnet, später auch derjenige mit Herder und viele andere Beziehungen genügen vollkommen, um uns zu erklären, daß Müller sich bald von dem rationalistisch-deistischen Standpunkte wieder entfernt hat. Die Zumutung des Glaubenswechsels, die ihm infolge seiner Schrift «Die Reisen der Päpste» von römischer Seite aus gemacht wurde, hat ihn veranlaßt, im «Gespräch mit Frau B. im Hof Geißmar» eine Art von Glaubensbekenntnis abzulegen, in welchem er selbst erklärt, daß er durch das Studium der Geschichte und der Bibel nach dem Zweifeln der Jugend zur Erkenntnis der staunenswerten Wege Gottes mit den Menschen gekommen sei, und an einer andern Stelle bezeugt er, er sei «von der Historie zum Glauben» geleitet worden. Daß diese religiöse Einstellung von großem Einfluß auf die innere Entwicklung und die Historiographie Müllers gewesen ist, sei ohne weiteres zugegeben, auch das, daß dadurch die mangelhafte Verknüpfung der geschichtlichen Ereignisse nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung teilweise erklärt werden kann und daß Müller durch seinen religiösen Enthusiasmus sich der Romantik nähert, mit der er sich auch in der Auffassung der Geschichtschreibung als künstlerisches Schaffen berührte; auch er sucht mit der Geschichte die Poesie zu verschmelzen, die Erzählung poetisch zu verklären, farbenreich zu malen. So entspricht seine innere Entwicklung in ihren Hauptzügen derjenigen seines Zeitalters: erste Epoche Aufklärung, zweite Sturm und Drang, Ausgang Romantik; er steht im Leben und Werk unter dem Banne seiner Zeit und Umwelt. In dem Werke Müllers erblickt Jaggi nicht einen Ideenquell, sondern ein mächtiges Ideenreservoir, aus dem sich ganze Geschlechter ihre geschichtliche und politische Bildung geholt zu haben scheinen. Wünschbar, wenn auch nicht gerade im Be-

reiche der Arbeit liegend, wäre es gewesen, wenn die Bedeutung Müllers für die jüngeren zeitgenössischen Geschichtsschreiber, sein Einfluß auf das, was man seine historische Schule genannt hat, etwas näher berührt worden wäre.

Das Endergebnis der Untersuchung bringt uns nichts Neues, Unerwartetes. Sie ist aber so sorgfältig und gewissenhaft, nach streng wissenschaftlicher Methode durchgeführt, daß wir dem Verfasser aufrichtigen Dank für seine verdienstvolle Arbeit wissen.

Schaffhausen.

Henking.

GOTTFRIED GUGGENBÜHL. *Bürgermeister Paul Usteri, 1768–1831*. Ein schweizerischer Staatsmann aus der Zeit der französischen Vorherrschaft und des Frühliberalismus. Erster Band. Aarau, 1924. Verlag H. R. Sauerländer & Co.

Das Buch, das um die Jahreswende erschienen ist, darf zu jenen großen schweizerischen Biographien gezählt werden, die über die Einzelpersönlichkeit hinaus zugleich schweizerische Geschichte und Politik in großem Rahmen darstellen. Aber diese Geschichte wird anders geschaut als in der Schilderung durch den Historiker, der darauf ausgeht, den Verlauf der Dinge in ihrer Gesamtheit zu verfolgen, Tatsachen zu sammeln und zu ordnen und den Gang der Ereignisse festzustellen. Der Biograph sieht die Welt vom Standpunkt des Einzelnen an, der als Zeitgenosse leidend und mithandelnd an den Geschicken des Landes teilgenommen hat. Die Kenntnis der politischen Geschichte wird mehr oder weniger vorausgesetzt, und diejenigen Vorgänge erfahren eine breitere Darstellung, an denen der Einzelne besonders Anteil genommen hat. Wie wir aber die künstlerische Gestaltungskraft bewundern, die ein Historiker wie Dierauer in der Bewältigung des Stoffes und in der Zusammenfassung des Mannigfaltigen an den Tag legt, so sind wir uns auch der Schwierigkeit bewußt, die sich dem Biographen entgegenstellt, aus der Verbindung der Lebensgeschichte mit der politischen Geschichte eine Einheit herzustellen.

Die Lösung dieser Aufgabe ist auf die verschiedenste Weise versucht worden. Nicht selten stehen einander wissenschaftliche Gründlichkeit und Darstellungsmöglichkeit im Wege. Die rein chronologische Erzählung genügt nur, insoweit unser Wissen befriedigt wird. Aber sie gibt nicht das, was den Reiz der Biographie ausmacht. Diese bedarf im wahren Sinne des Wortes der Seele. Die psychologische Entwicklung ist ihr Vorrecht.

Es bleibt immer interessant, bei der Lektüre eines Buches auch nach den literarischen Absichten des Verfassers zu forschen und sich jeweils Rechenschaft zu geben über die Frage, wie er über den Stoff Meister geworden ist. Das Urteil freilich bleibt stets ein persönlich einseitiges; aber nicht selten urteilt der Leser zuverlässiger als der Verfasser, denn er tritt ohne Voraussetzungen an den Stoff heran, einzig in der Absicht, die Darstellung auf sich wirken zu lassen. Und entscheidend bleibt, ob er nach

der Lektüre eine deutliche, sozusagen greifbare Vorstellung gewonnen, ihm die geschilderte Persönlichkeit sichtbar und gegenwärtig geworden ist.

Das Buch Guggenbühls ist tüchtige, durch und durch ernsthafte und solide Arbeit. Er besitzt den Überblick über die so verworrenen Parteikämpfe der Helvetik und schildert nun Usteris Entwicklung und Wirksamkeit aus der umfassenden Kenntnis des Materials heraus. Von der Ausdehnung dieses Aktenmaterials geben die Anmerkungen einen Begriff. Aber immer nur einen unvollständigen. Usteri war Vielschreiber. Er gehörte zu jenen Leuten, die immer etwas zu sagen hatten, ihre Meinung für wichtig genug hielten, daß sie ausgesprochen oder geschrieben werde. Was andern Qual ist: die Beschäftigung mit der Feder, das war ihm Genuß. Er schreibt Zeitungsartikel um Artikel, Brief um Brief, seine Korrespondenz ist ausgedehnt. Er gibt und verlangt Neuigkeiten, Gedankenaustausch, Diskussion. Er teilt mit, belehrt, agitiert — kurz, was ihn beschäftigt, das verlangt Worte.

Seine Hinterlassenschaft konnte wohl einen Biographen zurückschrecken. Eine so energische und produktive Persönlichkeit zu schildern und das Gedachte noch einmal durchzudenken, zu überprüfen, abzuwägen: dazu braucht es Mut. Der Mangel an Aktenmaterial kann schuld daran sein, daß eine Lebensgeschichte nicht geschrieben wird. Der Überfluß an Dokumenten kann dieselbe Wirkung nach sich ziehen. So wurde der Mangel an einer gut dokumentierten Biographie Usteris längst gefühlt. Guggenbühl hat den Mut gehabt, sie zu schreiben. Gewissenhaft. Fast zu sehr darauf bedacht, nichts zu unterlassen, was zur Vollständigkeit des Bildes beitrüge. Und doch wieder, schon um des Raumes willen, gezwungen, Verzicht auf vollständige Mitteilung zu leisten. Jenen Verzicht, der einem so schwer fällt, und der doch seinen Lohn in sich selbst trägt: das Lebensbild wird deutlicher, eindrucklicher. Die Hauptlinien gewinnen.

Vielleicht — aber das ist eine durchaus persönliche Anschauung — hätte der Verfasser ohne Ängstlichkeit freier über den Stoff disponieren können. Es gibt Fragen in der diskussionsfreudigen Helvetik, die heute bedeutungslos erscheinen; die damals und auch für die Folgezeit ohne Wirkung gewesen sind. Da fragt es sich, ob es sich lohnt, die Gedankengänge des Redners oder Zeitungsschreibers noch einmal zu gehen. Oder ob unsere Vorstellung von Zeit und Menschen nicht deutlicher wird, wenn wir manches nur summarisch erledigen, das aber, was die Physionomie bestimmt, um so deutlicher ausführen.

Nur der Verfasser selbst kann in ganzem Umfang ermessen, was er an Wissenswertem für sich behalten hat. Die reichhaltigen Anmerkungen geben uns einen großen Begriff von der Selbstzucht, die er geübt hat. — In der Ausarbeitung sind die Kapitel nicht alle gleichmäßig ausgefallen. Die Abschnitte des ersten Teils z. B. sind geschlossener als diejenigen des zweiten Teils. Das liegt am Stoff. Um die positiven Leistungen des Politikers recht ins Licht zu rücken, wurde auch seine Stellungnahme in

den Einzelfragen fortlaufend gezeichnet. Die Mannigfaltigkeit derselben bereitet einer einheitlichen Darstellung Schwierigkeiten. Dafür ist dann die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der letzten Kapitel wieder um so fühlbarer.

Die Entwicklung des jungen U. ist mit besonderer Eindringlichkeit gegeben. Die charakteristischen Züge springen hervor, die in verstärktem Maße auch das Bild des gereiften Mannes prägen. Man denkt immer wieder an das Porträt, das als Titelbild dem Buche beigegeben ist. Die Übereinstimmung von Bild und Schilderung sind überraschend. Aus diesem Bild mit der hohen Stirn, der festgewurzelten Nase, den schmalen Lippen, dem starken Kinn und den starken Augenbogen sprechen Energie und Intelligenz. Die großen lebendigen Augen mit dem festen, bestimmten Blick, der forscht und im entscheidenden Augenblick auch zupackt, zeugen von der unersättlichen Aktivität des Mannes, dem der Kampf im Gesicht geschrieben steht.

Dem entspricht auch die Schilderung durch den Biographen. Durch das ganze Buch hindurch tritt uns Usteri entgegen als der entschlossene, harte, geradezu unversöhnliche Politiker, der seine Anschauung schlechtweg als die einzig richtige ansieht und den jede abweichende Auffassung sofort als persönliche Gegnerschaft herausfordert. Guggenbühl gibt uns unzählige Beweise für das Draufgängertum Usteris, dem Politik Pflicht ist. Sie bildet sein Lebelement. Alles andere rückt in zweite Ordnung, ist Begleiterscheinung. Er treibt Politik aus innerer Notwendigkeit. Darum wird auch der Gelehrte vom Politiker verdrängt: die Wissenschaft ist nur eine Bildungsstufe in seinem Leben trotz seiner ausgesprochenen Fähigkeiten. Sie wird ein *faute de mieux*. In der Wissenschaft reizt ihn die Kontroverse, — der Kampf. Er ist ein Kriegermann unter den Gelehrten: er braucht schon hier Angriff, Herausforderung, Abwehr. Erst aus der Gegnerschaft erwächst ihm der ganze Reiz wissenschaftlichen Forschens und Lebens.

Er kann arbeiten. Der Biograph macht uns in der ausgezeichneten, großzügigen und doch an entscheidenden Einzelheiten belebten Schilderung der Jünglingsjahre auch diesen Zug deutlich. Usteri ist « ein Sklave seiner Arbeitslust ». Er will mit vier Stunden Schlaf auskommen. Er studiert die medizinische Wissenschaft, treibt aber selber Raubbau an seiner Gesundheit.

Alles drängt in ihm auf Produktivität. Mit der Herausgabe einer botanischen Zeitschrift — er ist 19 Jahre alt! — dokumentiert er seine « publizistische Energie ». Er bekommt Streit mit dem Mitherausgeber durch « sein nicht selten schroffes Wesen und eine Neigung zur Überhebung ». Diese Eigenschaften entwickeln sich in bedrohlicher Weise.

Auch die Art seines schriftlichen oder mündlichen Vortrags ist heftig. Interessanter als der Gegenstand seines Wissens ist die Art des Vortrages: er tritt auf mit der Rechthaberei des Starken, mit der Rücksichtslosigkeit des Streitbaren, für den die Wissenschaft etwas durchaus Leben-

diges, Aktuelles ist. Er setzt sich ein für das Neue. Seine Meinung ist ihm dabei oft wichtiger als die Sache.

Unwillkürlich denkt man an den späteren Politiker: der wissenschaftliche Gegner ist dem Gelehrten ebenso minderwertig wie ihm später der politische Gegner verächtlich ist. Seine Freunde werfen ihm Verketzerungssucht vor. Er besitzt sie schon als Jünger der Wissenschaft. Er hat den Blick des strengen, unheimlichen und harten Kritikers, der die schwachen Seiten des Gegners rasch entdeckt und sie geschickt und skrupellos ausnützt. Er sucht den Sieg, den Erfolg, glaubt daran, gewinnt die Überlegenheit durch Zielsicherheit und Schlagfertigkeit. Seine Kritik bleibt nicht sachlich, sondern wird persönlich: er macht den Gegner lächerlich, macht ihn mundtot.

Er ist ein Hasser. Man lese nur den Streit mit Murray, und wie Usteri seine eigene wissenschaftliche Zeitschrift, mit dem Verfasser zu reden: zur Arena für gelehrte Stierkämpfe herabwürdigte.

Das leidenschaftliche Temperament, so führt Guggenbühl aus, verleitet ihn zu Ungerechtigkeiten; aber versöhnlich wirkt die unerschütterliche Überzeugungstreue, «die auch das moralische Rückgrat seiner politischen Lebensarbeit werden sollte».

Mit diesem Satze ist allerdings die Individualität Usteris charakterisiert, wie sie sich im Verlauf des ganzen Buches darstellt. Wie jedes leidenschaftliche Temperament im Umgang höchst unbequem wirken kann, so fordert auch Usteris Natur zur Gegnerschaft heraus. Soweit seine Individualität sympathisch berührt, geschieht es tatsächlich nur dadurch, daß wir den Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit spüren. Und das will viel sagen. Er gehört nicht zu den sog. glücklichen Naturen. Ihm fehlt die gleichmäßige Verteilung der Kräfte. Aber er imponiert durch lebhaften, in die Materie rasch eindringenden Verstand und durch die Energie seines Willens.

Diesen Eindruck gewinnt man aus den ersten Kapiteln des Buches; er verstärkt sich, wenn der Leser den Überblick über das Ganze gewonnen hat. Die Schilderung von Usteris Jugend und Entwicklung rechne ich zum besten der Biographie. Der Verfasser hat die gefährlich lockende Breite glücklich vermieden, dafür diejenigen Züge und Tatsachen des jungen Lebens hervorgehoben, die für den Mann und für seine Haltung in den politischen Kämpfen charakteristisch sind. Denn dieselben Kräfte, die schon in den frühen Jahren wirksam sind, bleiben produktiv in den Jahren der Reife. Der *impetus* — unwillkürlich drängt sich dieser Ausdruck auf die Lippen — ist in der Jugend wie im Mannesalter derselbe. Sogar in der Art der kraftvollen *Äußerung* ist er kaum verschieden. Sondern was bei andern und in den meisten Fällen durch Lebensdisziplin gebändigt erscheint, das begegnet uns in der politischen Laufbahn Usteris ungehemmt, oft sogar ins Maßlose übertrieben, und die

Sturm- und Drangzeit, von der Guggenbühl vorsichtig spricht, reicht in Usteris Leben über das übliche Maß hinaus.

Im ganzen Buch begegnet uns denn auch der Mann als eine heftige, selbstbewußte, mit einer Fülle an physischer und intelligenter Kraft begabte Natur, zugleich Kampfnatur, indem der Politiker wie der Gelehrte sozusagen von der Gegnerschaft lebt, in Atem und Aktivität erhalten wird.

Mit den unerfreulichen Erscheinungen seines Wesens freilich wird sich nicht jeder so schonungsvoll auseinandersetzen, wie der Biograph es kann, der seinen Blick vor allem auf die Überzeugungskraft und den tatsächlich schaffenden Willen Usteris richtet, einen Willen, der mit bestimmten und klaren Forderungen aufzutreten wußte. In politisch bewegten Zeiten ist es doppelt wertvoll, wenn der Mann weiß, was er will. Die Steckköpfigkeit und Unbelehrbarkeit Usteris bereitete ihm allerdings schwerste Enttäuschungen. Man ist sogar versucht, von Borniertheit zu reden, darf aber nicht vergessen, daß es heute leicht ist, über den jungen Liberalismus zu lächeln, der seinen Weg erst suchen mußte.

Versöhnlich im Wesen Usteris wirkt vor allem eine idealistische Gesinnung. Er war nicht Streber, wenn er auch, seiner ganzen Natur entsprechend, eine einflußreiche Stellung im neuen Staat einzunehmen wünschte. Sondern er war im wahren Sinne des Wortes und trotz aller Mißgriffe ein Patriot. Leider von jener Unduldsamkeit, die nicht versteht, daß man auf verschiedene Weise dem Lande dienen kann. Als Redner und Publizist hat er auch den Patriotismus zu Tode geritten.

Er hat seine Kraft in den Kämpfen förmlich verschwendet. Er ist voller Unrast und zugleich von bewundernswerter Arbeitslust. Man könnte sein Leben mit dem Worte Senecas überschreiben: *singulas dies singulas vitas puta*. Es lag im Wesen des Jünglings wie in dem des Mannes, Tag und Stunde als etwas Unwiederbringliches auszunützen. Als er sich nach dem Staatsstreich der Föderalisten 1801 vom Platze zurückziehen mußte, da setzte er den Kampf, den er nicht mehr im Parlament führen konnte, mit vermehrter Heftigkeit in seiner Zeitung fort. Escher, «der mit Schauer in den politischen Wirrwarr» zurücksah und zur Wissenschaft zurückkehrte, mußte sich über die politische «Unersättlichkeit» Usteris wundern.

Denn für diesen gab es kein Ausruhen. Das *difficilis in otio quies* gilt in ganzem Umfang für Usteri. Dabei war und blieb er ein gefürchteter und gehässiger Gegner. Er war Agitator. Seine Kampfweise — das geht doch aus zahlreichen Stellen hervor — war nichts weniger als vornehm. Er ging ganz einfach darauf aus, den Widersacher zu vernichten. Widersacher war, wer seine Meinung nicht teilte. Denn er identifizierte die Sache mit der Person.

Wilhelm Oechsli, selber ein temperamentvoller Beurteiler, nennt ihn einen Systematiker ohne nüchternen Blick. Daß er Systematiker war, kann uns nicht überraschen. Die Parteikämpfe drängten förmlich zu Einseitig-

keiten. Bedenklich aber ist, daß er in der Notlage dieselben politischen Macht- und Gewaltmittel anwendete, wenn sie seinem Zweck dienlich waren, die er an andern verurteilte. Er tat es, ohne die Konsequenzen vorauszu- sehen und abzuschätzen. Es berührt überaus peinlich, daß derselbe Mann, der über die Kreaturen Frankreichs Verrat schreit, selber seine Zuflucht zur französischen Regierung nimmt, damit sie ihm behilflich sei, sein Programm durchzusetzen. Daß sich vor ihm derselbe Abgrund auftut, in den die Freunde Rapinats und Reubels stürzen, das sieht er nicht.

Was er unternimmt, treibt er mit Heftigkeit. Noch im Sommer 1791 spöttelt er über den Politiker Rengger. Aber um die Jahreswende begeistert er sich plötzlich und grenzenlos für die Umwandlung Frankreichs zum verfassungsmäßigen Staat. Mit Ungestüm, die Freunde überraschend, erklärt er sich für die Prinzipien der französischen Revolution. Escher und Rengger wurden jetzt von ihm rasch überholt. Denn es fehlte ihm ihr kritisch abwägender Sinn. In der völligen Hingabe an die französischen Ideen erinnert er vielmehr an Peter Ochs. Seine von Guggenbühl zitierten Äußerungen über die französische Revolution sind von überraschender Ähnlichkeit mit denen des Basler Staatsmannes. Während aber Ochs eine gewisse Ängstlichkeit besaß, war Usteri entschlossen. Er hat etwas vom Apostel, der die ganze Welt bekehren möchte.

Er stellt seine Person in den Vordergrund. Darin unterscheidet er sich von seinen Freunden wie Rengger und Escher. Diese hatten auch unter seiner Reizbarkeit zu leiden. Als er sich z. B. nach dem Staatsstreich der Unitarier zurückgesetzt fühlte, ließ er seinen Unmut an den Freunden aus, so daß sich Rengger bedankte, von ihm gehudelt zu werden. Escher machte ihm 1802 schwere Vorwürfe, weil er diejenigen, die nicht seine Auffassung billigten, ohne weiteres als Verräter kennzeichne: «Es war einst große Tendenz zur Verketzerungssucht vorhanden, aber nie scheint mir, war sie stärker als jetzt», schrieb er. Wenn Usteri sogar seine Freunde, die er doch liebe, als Verräter beschuldige, wie solle da Ordnung bestehen können ohne Bürgerkrieg in einem Lande, wo tausendfältige Ansichten vorhanden seien.

* * *

Es kann sich hier nicht darum handeln, der Tätigkeit Usteris in den helvetischen Behörden, die Guggenbühl in mehreren, gut dokumentierten Kapiteln schildert, zu folgen. Nur das Verhältnis zu Frankreich soll herausgehoben werden. Da ist zunächst auffällig, wie der sonst heftig entschlossene Mann hinter der sichern ruhigen Art Eschers zurücksteht.

Als im Jahre 1798 der französische Kommissär Rapinat die Ausstoßung zweier Direktoren verlangte, da war Usteri «im Innersten empört, hüllte sich aber in Schweigen». Escher dagegen fand den Mut, als einziger den Großen Rat zum Widerstand gegen den Eingriff der fremden Macht aufzufordern. Vielleicht wirkte dies Beispiel, daß Usteri wenigstens nachträglich für die Exdirektoren einstand. — Besonders aber vermissen wir

ein entschiedenes Wort von seiner Seite, als Frankreich der Schweiz die heillose Offensiv- und Defensivallianz aufzwang. Groß und unvergeßlich steht Escher da, der den Antrag stellte, den Vertrag zu verwerfen, um die Zukunft der Nation zu retten. Usteri fügte sich dem Drucke nur gezwungen, sagt der Biograph. Aber man versteht dann doch, wenn die Gegner über Usteris Deklamationsfähigkeit spotteten: tatsächlich steckt in den Zitaten seiner Reden und Zeitungsartikel viel Rhetorik.

Als in der Zeit des zweiten Koalitionskrieges auf einen Wink Massénas ehemalige schweizerische Magistratspersonen verhaftet und deportiert wurden, da war es wiederum Escher, nicht Usteri, der im Parlament Protest erhob. Aus Angst vor der Unterdrückung seiner Zeitung unterließ Usteri auch eine Zeitungsfehde.

Es ist nicht leicht, völlige Klarheit über die damalige Einstellung Usteris zu Frankreich zu gewinnen. Guggenbühl schreibt: «Er bekämpfte die blinde Anlehnung der Revolutionspartei an Frankreich... Die Ziele der Reformer, die Wiederherstellung der Neutralität und der Unabhängigkeit der Schweiz und die Schaffung geordneter Verhältnisse im Innern, deckten sich auch mit seinen Bestrebungen».

Von all diesen Punkten aber ist kein einziger, gegen den er sich in der politischen Praxis nicht schwer versündigt hätte. Er verurteilte die sich wiederholenden Staatsstriche, beteiligte sich aber selbst dabei; er wünschte wohl Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz, aber suchte dies zu erreichen mit Hilfe der fränkischen Macht, dabei immer von dem Gedanken beherrscht, daß der Einheitsstaat das einzige Heil bedeute.

Mit Ochs und Laharpe hat er keine Gesinnungsgemeinschaft. Er freute sich unbändig über den Sturz des Konstitutionsmachers. Er brandmarkte ihn als Verräter.

Das Urteil über Peter Ochs ist in der Hauptsache beeinflußt durch die Umstände, die mit seiner Entfernung aus dem Direktorium zusammenhängen. Die Akten sind unvollständig. Jede Ergänzung ist erwünscht. Wird sie uns durch die Kenntnisse Usteris geboten?

Erinnern wir uns an den Tatbestand: Ochs war durch französisches Machtwort ins Direktorium gelangt. Er galt als die Kreatur Reubels. Als in Paris im Sommer 1799 eine «Palastrevolution» stattfand und durch den Regierungswechsel Reubel beseitigt wurde, fiel auch Ochs. In der entscheidenden Direktoriatsitzung vom 25. Juni stellte Laharpe den Antrag auf seine Ausschließung. Vor die Wahl gestellt, sofort aus Gesundheitsrücksichten zurückzutreten oder öffentlich angeklagt zu werden, wählte er das erstere und «sprach sich damit selber das Urteil» (Oechsli).

Auf den ersten Blick erscheint das Vorgehen Laharpes als eine patriotische Tat, eine, allerdings späte, Auflehnung des Nationalgefühls gegen die unbefugte Einmischung Frankreichs.

Aber wir kennen die ganze Begründung, mit der Laharpe vor den beiden andern Direktoren seine Forderung vertrat, nicht. Weder die vor-

geschobenen noch die wirklichen Gründe sind unzweideutig überliefert. Oechsli stellt allerdings den Zusammenhang mit dem Regierungswechsel in Paris fest; er weist sogar die Vermutung, wonach Laharpe auf einen Wink des französischen Direktors Sièyès hin gehandelt habe, nicht ganz von der Hand; er schildert auch, wie Laharpe zur Aufrechterhaltung des Einheitsstaates Gewaltmaßregeln vorbereitete, denen Ochs nicht zustimmte; aber er redet schließlich nur davon, Laharpe habe sich mit Ochs nicht mehr verstanden — eine viel zu schwache Formulierung — und den ganzen Nachdruck legt er darauf, Ochs habe dem französischen Gesandten Regierungsgeheimnisse verraten.

Vorsichtiger ist Dierauer. In Anlehnung an die Untersuchungen von Hans Barth schreibt er: «Persönliche Streitigkeiten — zwischen Ochs und Laharpe — scheinen den Ausschlag gegeben zu haben. Indiskretionen, wie sie Ochs vorgeworfen wurden, hat sich auch Laharpe gestattet». Es wäre verlockend, diese Bemerkung Dierauers mit Belegen zu stützen. Das würde hier zu weit führen.

Jedenfalls wird man Barth darin zustimmen, daß die Begründung von Laharpes Antrag oberflächlich und sehr anfechtbar war. Sie erging sich in allgemeinen Behauptungen. Ochs wurde nicht nur Indiskretion, sondern das Streben nach der Diktatur vorgeworfen, — eine Anklage, die aus dem Munde eines Escher volles Gewicht hätte. Im Munde Laharpes dagegen, der selber die Diktatur vorbereitete, erscheint sie als Heuchelei. Tatsächlich räumte Laharpe ein ihm unbequemes Hindernis hinweg. In einem Brief vom 20. Juni lehnte Ochs die Mitwirkung an den von Laharpe geplanten Gewaltmitteln ab. Fünf Tage später folgte der Streich: Laharpe erhob die Klage gegen den allgemein gehaßten Mann.

Sein Sturz fand den Beifall Usteris. Wir suchen deshalb bei dem Zürcher, der nachher in der Zeitung Ochs vernichtete, nach bestimmten Angaben. Aber wir werden enttäuscht. Der Bericht des «wohlunterrichteten» Usteri geht nicht in die Tiefe. Seine Schilderung verstärkt lediglich den überlieferten Eindruck, daß Ochs im Gefühl irreparabler Verschuldung und aus Furcht vor dem Kriminalkodex, also als qualifizierter Verräter, dem Druck nachgegeben habe. Der Biograph verstärkt diesen Eindruck durch die einleitenden Worte, wonach der Sturz Ochs' «Usteri und der gesamten Reformpartei zu hoher moralischer Genugtuung gereichte». Ebenso durch die an Oechsli sich anlehrende Schlußbemerkung, wonach sich Ochs später durch seine Tätigkeit als Deputat wieder so weit rehabilitierte, «daß sich ihm sogar ein Gegner wie Usteri wieder zu nähern vermochte».

Diese aus Oechsli stammende Floskel darf nicht unbesehen weitergegeben werden. Sie verteilt allzu einseitig Licht und Schatten und ersetzt eine sachliche durch eine rein moralische Beurteilung. — Wer, wie Usteri, wenn auch in guten Treuen, später selbst mit dem französischen Gesandten konspirierte und die Mitwirkung fremder Truppen nachsuchte:

der ist nicht zum moralischen Richter bestimmt. Diese Einsicht könnte Usteri bewogen haben, ähnlich wie Laharpe es tat, mit dem früheren Gegner wieder in Verbindung zu treten: der Briefwechsel Ochs-Usteri setzt schon im Jahre 1809 ein — bevor Ochs die Gelegenheit hatte, sich moralisch zu rehabilitieren — und dauerte bis zum Tode des Baslers, dazu in einem ganz auffälligen Umfang.

Man darf auch nicht wohl von moralischer Genugtuung reden, die Ochs' Sturz hätte hervorrufen können. Die Sache lag doch höchst einfach: französische Bajonette hatten Ochs vom Direktorium ferngehalten, französische Bajonette hatten ihn ins Direktorium geführt, und ein französischer Regierungswechsel führte seine Entfernung aus dem Direktorium herbei. Viel Rühmenswertes und Erhebendes war dabei nicht für das schweizerische Nationalgefühl.

Usteri gab seiner Freude über den Sturz Ochs « zündenden Ausdruck ». Aber er kam mit seiner Kritik doch reichlich spät. — Der Senat bestimmte drei Abgeordnete, unter ihnen Usteri, um vom Direktorium nähere Erkundigungen über die Entfernung des Baslers einzuziehen, — ein Zeichen dafür, wie oberflächlich und ungenügend die Orientierung war. « Er unterzog sich der Aufgabe um so lieber, als er selbst auf Grund von Gerüchten noch zweifelte, ob nicht eine Anklage statt einer Entlassung am Platze gewesen wäre ». Auf Grund von Gerüchten! Und welches ist das Resultat von Usteris Berichterstattung? Daß Ochs nicht physisch, aber moralisch krank sei und sich unter dem Druck seiner Kollegen zurückgezogen habe. Man darf das eine wie das andere ohne weiteres als richtig annehmen, — aber für den Tatbestand gewinnen wir damit nichts Positives.

Aufschlußreicher sind einige Briefstellen, die Guggenbühl in den Anmerkungen mitteilt.

Die Freundin Usteris, Frau Rüttimann, billigt dessen briefliche Erwägungen. Aber dieser Brief Usteris ist leider verloren gegangen. Der Rückschluß ist möglich, daß Usteri wie Frau Rüttimann der Ansicht war, es sei für die helvetische Nation nicht ehrenhaft, *d'avoir agi en singe!* Auch ein Brief des Chorherrn Mohr läßt erkennen, daß man überzeugt war, eine fremde Hand müsse im Spiel gewesen sein. « Die Zeit wird lehren, ob man einen Zweck hatte oder nicht ». Am trefflichsten gibt eine Briefstelle der Frau Rüttimann die herrschende Stimmung wieder; sie war erfreut, « weil ein böser Mensch auf die Seite geräumt war »; aber sie hätte gewollt, daß es viel früher geschehen wäre.

Vor mir liegen noch ungedruckte Briefe, die nach dem Sturze Laharpes zwischen ihm und Ochs gewechselt wurden. Sie sind Zeugnis dafür, daß nicht die Indiskretionen ausschlaggebend waren, sondern der Widerstand Ochs' gegen die Pläne Laharpes, kurz: die Feindschaft der beiden Politiker. Der Streich wurde in persönlichem Haß geführt.

Laharpe, den die französische Regierung emporgehoben und dann wieder hatte fallen lassen, erwiderte versöhnlich, als ihn Ochs im Jahre

1800 zur Rede stellte, weil er ihn zur Demission gezwungen habe, ohne auch nur den Versuch einer loyalen Aussprache zu machen. Darauf erwiderte Laharpe, er sei empört gewesen, daß Ochs als erster dafür eingetreten sei, den Regierungssitz nach dem verhaßten Bern zu verlegen und daß er auf Leute gehört habe, « qui abhorraient les mesures énergiques, les capituleurs en un mot ». Auch die Indiskretionen führt Laharpe an: Ochs habe seine Kollegen bei der französischen Regierung angeschwärzt und Dinge, die geheim bleiben sollten, mitgeteilt.

In der Antwort verwahrte sich Ochs dagegen, daß er zu nachgiebig geworden sei. Habe er Laharpe angegriffen, dann trage dieser selber die Schuld, indem er ihn durch sein hochfahrendes Wesen herausforderte. Indiskretionen haben andere in größerem Umfang begangen, — er erwähnt Usteri, der durch seine Indiskretionen in Posselts Annalen dem Lande schweren Schaden zugefügt habe; er erwähnt Glayre, der mit Schauenburg korrespondierte u. s. w.

Laharpe wollte so wenig als Ochs den Feinden die Freude öffentlichen Zankes gönnen. Laharpe war der Meinung, jeder habe nach bestem Wissen gehandelt; es habe keinen Wert, sich jetzt gegenseitig Vorwürfe zu machen. Da sich der Basler in einer Rechtfertigung weitläufig erging, ohne andere als die angeführten Gründe zu behandeln, werden wir wohl endgültig darauf verzichten, nach weitem Argumenten zu suchen. Damit bleibt allerdings festgestellt, daß der Sturz Ochs' aus dem persönlichen Konflikt hervorging. Die Revolution verschlang eben auch in der Schweiz wie Saturn ihre eigenen Kinder.

* * *

Es ist für uns kaum noch verständlich, wie dieselben Männer, die dem gestürzten Ochs den Eseltritt versetzten, den gleichen gefährlichen Weg gingen, ohne die Gefahr in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Sie proskribierten ihre Gegner als Werkzeuge Frankreichs und unterschieden sich schließlich von ihnen in der Anwendung der Mittel nur in einem weniger oder mehr. Das pro patria nahm jeder für sich in Anspruch. Aber nur für sich. Auch Usteri plante die gewalttätige Entfernung seiner Gegner mit Hilfe Frankreichs. Er setzte sich in Verbindung mit dem französischen Gesandten Reinhard, obschon ihn Ebel warnte, Reinhard sei ein achtungswürdiger Mann, aber: « bedenket doch, daß er immer der Agent der französischen Regierung ist... ». So hatte Ebel seinerzeit auch Ochs davor gewarnt, sich mit den französischen Machthabern einzulassen, — umsonst! Man traut seinen Augen nicht: unbekümmert um die Schmach, die Frankreich der Schweiz angetan, unbekümmert um das Ausplünderungssystem, unter dem die Schweiz auch wirtschaftlich zu Grunde ging, verfaßte Usteri ein Memorial für Bonaparte. Darin verlangte er ein Machtwort Bonapartes, « das er der Schweiz schuldig schien und das sie von jenen Schlacken reinigen sollte, die nicht Helvetiens, sondern Reubels

Produkte waren». Bonaparte wurde für einen sanften Staatsstreich aufgerufen!

«Nur die immer unerträglicher werdende innere Lage macht es begreiflich, daß Usteri an der Spitze der Reformer fremde Hilfe zur Gesundung des eigenen Landes suchte. Zudem ließ sich über die Zweckmäßigkeit des eingeschlagenen Weges streiten». So sagt der Biograph. Das sind gefährliche Sätze. Jede Partei hat ihr Vorgehen mit der «immer unerträglicher werdenden Lage» begründet. Es gab doch auch im Freundeskreise Usteris Leute, wie z. B. Mohr, die von den Ärzten im gelobten Land nichts wissen wollten, und die die einzige Heilung darin sahen, daß Frankreich seine Helfershelfer und Truppen aus der Schweiz zurückziehe.

Am 7. August 1800 führten die Unitarier den Staatsstreich doch durch, da sie von Paris aus ermuntert wurden. Nicht nur helvetische, sondern auch französische Truppen standen ihnen zur Durchführung bereit. Aber es blühte ihnen daraus kein Glück.

Nachdem Usteri früher gegen die Verräter deklamiert hatte, mußte er sich jetzt selber verteidigen. Es ist peinlich, zu sehen, wie er zu jesuitischen Deuteleien seine Zuflucht nahm, um den Handel mundgerecht zu machen. Es war für seine Person eigentlich ein Glück, daß das Einvernehmen mit Frankreich nicht lange dauerte und daß er auf die Seite geschoben wurde, bevor er die Konsequenzen seiner Handlungsweise tragen mußte. Reinhard rückte von den Unitariern ab. Genau wie Ebel vorausgesagt hatte, erklärte der französische Gesandte, er müsse sich kraft seiner Instruktion Dingen widersetzen, die man gegen den bestimmten Willen Frankreichs durchsetzen wolle. Aber der von Reinhard geplante Eingriff unterblieb zunächst, weil man in Paris zuwarten wollte.

Im Sommer 1801 gelangte Usteri sogar in den Vollziehungsrat. Aber seine Zeit war um. Nachdem er noch einmal in kritischer Stunde die Mitwirkung französischer Truppen gebilligt hatte, fiel er, drei Monate nach seinem letzten Aufstieg, durch einen Staatsstreich der Föderalisten, die diesmal Frankreich und damit auch die französischen Truppen auf ihrer Seite hatten.

Er aber kapitulierte nicht schlechtweg. Luzern, wohin er sich zurückzog, wurde zum Standquartier der Unitarier, und da er wie seine Vorgänger in der Regierung sich mit der Anwendung von Gewaltmitteln vertraut gemacht hatte, plante er einen Staatsstreich gegen die Föderalisten. Seine Freundin dachte ihm bereits die Rolle eines Diktators zu. Als aber im Zusammenbruch der Helvetik auch in Zürich die Föderalisten das Regiment gewannen, fühlte er sich nicht mehr sicher. Er floh nach Deutschland.

In einem durch die Einheitlichkeit und Geschlossenheit ganz vortrefflichen Schlußkapitel schildert Guggenbühl die Tätigkeit Usteris auf der Consulta.

Mit der Intervention Bonapartes fand sich Usteri sehr leicht ab. Die französische Einmischung war offenbar so selbstverständlich geworden, daß sogar die Kraft der moralischen Auflehnung gegen das fremde Gesetz hingschwunden war. Usteri befreundete sich sogar mit dem Gedanken, daß Bonaparte die Präsidentschaft oder das Protektorat über die Schweiz übernehme. Mit einer Kurzsichtigkeit sondergleichen, die den gestürzten Franzosenfreunden wahrhaftig nichts vorzuwerfen hat, sprach er die Ansicht aus, daß sich unter fränkischer Herrschaft die Schweiz am ehesten für bessere Zeiten reinigen könne. Er mißbilligte es, daß man seinerzeit die Idee, Bonapartes Präsidium anzurufen, verworfen und dafür «Dolders Rache» eingeleitet habe. Unwillkürlich fragt man sich, warum Usteri so leichten Herzens auf nationale Selbständigkeit verzichtete? Und man denkt an das Wort Eschers, der den französischen Bajonetten zum Trotz den Offensivvertrag mit Frankreich verwarf, weil man sich nicht am Interesse künftiger Generationen versündigen dürfe. Aber Escher war Staatsmann. Usteri war Parteimann. Parteileidenschaft leitete ihn: er wollte nicht den Föderalisten den Platz räumen. Dafür nahm er die französische Präsidentschaft in Kauf. Schrieb er doch: «Die Aufhebung der helvetischen Zentralregierung ist Aufhebung unserer Nationalexistenz». Sein System setzte er wieder einmal dem Gesamtwohl gleich. Daß die napoleonische Präsidentschaft «Aufhebung unserer Nationalexistenz» sein könne: daran dachte er nicht, obschon er im Feuer der helvetischen Revolution gestanden hatte. Erst dann wurden ihm «die Orakelsprüche des Herrn Napoleon» verhaßt, als sich dieser kalt und rund für den Föderativstaat erklärte. «Man behandelt uns auf die schändlichste Weise der Welt», schrieb jetzt Usteri. Es sei Pflicht, die Ehre zu retten.

Dann geschah das Unerwartete: er unterlag der Persönlichkeit Bonapartes. Mit der Aufmerksamkeit des leidenschaftlichen Beobachters hat Usteri den Ausdruck und das Wesen Bonapartes bei der ersten Begegnung erfaßt und festgehalten. Seine Porträtzeichnung ist ein höchst interessantes Dokument. Gleichzeitig erlitt der Parteimann eine Niederlage. Die Waffen seiner bisherigen Polemik entfallen ihm; die bisher gebrauchten Schlagwörter versagen ihren Dienst, und Usteri, der bisher kein Jota seines Einheitssystems hat preisgeben können, beugt sich vor der Sachlichkeit und Energie des Ersten Konsuls. Er «lernt Bonapartes Argumente verstehen».

Damit war der Unitarier à tout prix tot. Aber mit Genugtuung mochte es Usteri erfüllen, daß Bonaparte kein einziges verletzendes Wort gegen die Einheitsfreunde aussprach, sondern der Bedeutung des Zürchers schmeichelte, indem er beim Empfang vom 19. Februar 1803 ihn auf die gleiche Linie stellte wie Reinhard: «Sie und Usteri betrachte ich als die

Häupter beider Parteien...». Von beiden erwarte er, daß sie in mäßigendem und versöhnendem Sinne auf das Volk des zürcherischen Kantons einwirken werden.

Damit beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Seine Darstellung erwarten wir im folgenden Band.

* * *

Mit Absicht habe ich darauf verzichtet, das, was Guggenbühl zusammenhängend und immer interessant und anregend auseinandersetzt, auszugsweise wiederzugeben. Es lag mir vielmehr daran, die charakteristischen Züge des Mannes festzuhalten, so wie sie sich nach der Lektüre des ganzen Buches dem Gedächtnis des Lesers einprägen. Ich habe dabei den einen und andern Zug stärker hervorgehoben, aber immer in der strengen Absicht, im Rahmen der Darstellung Guggenbühls zu bleiben. Wo Einzelnes mehr betont ist, da geschieht es auf Grund der vom Verfasser mitgeteilten Dokumente.

Meine Ausführungen sind aber weit davon entfernt, auch nur annähernd eine Vorstellung von der politischen Tätigkeit und den positiven Leistungen Usteris zu geben. Um diese zu würdigen, muß man zur Biographie greifen. Sie bilden den hauptsächlichen Gegenstand des Buches. Man muß das im Zusammenhang nachlesen, um die politische Aktivität des Zürchers, und die Tüchtigkeit im Ganzen wie im Einzelnen richtig einzuschätzen. Wo er mit unheimlicher Schärfe und Rücksichtslosigkeit zu Werke geht, da wird man sich auch den ganzen unseligen Parteihader und die allgemeine politische Gereiztheit jener Zeit vergegenwärtigen. — Wenn auch Usteri nicht die Kraft besaß, aus der Verwirrung zu dauernder staatlicher Organisation zu führen, so steht er doch im Wirrwarr der Revolution vor uns als eine durch großes Wollen und bedeutende Intelligenz überragende Persönlichkeit.

Die eine und andere Frage habe ich, eigenen Studien nachgebend, aus dem Ganzen herausgehoben. Man kann ja die Dinge manchmal ohne Schaden in andere Beleuchtung rücken. Aber immer ist und bleibt es der Biograph, dem wir die Möglichkeit des Sehens und Erkennens und die Anregung zu erneuter Betrachtung verdanken. Guggenbühls Buch regt nicht nur zur beschaulichen Betrachtung an, sondern es reizt auch zur Diskussion. Und das ist in meinen Augen ein gutes Zeichen. Denn nur das Lebendige wirkt Leben.

B o t t m i n g e n - B a s e l.

G u s t a v S t e i n e r.

RUD. HEINR. VÖGELI. *Die schweizerische Regeneration von 1830–1840 in der Beleuchtung englischer Gesandtschaftsberichte.* Zürich. Diss. Weida i. Thür. 1924, 269 Seiten.

Der Verfasser der vorliegenden Dissertation hat sich der mühe- und entsagungsreichen Aufgabe unterzogen, für das Jahrzehnt von 1830–1840 die politischen Beziehungen der Eidgenossenschaft zu den europäischen

Großmächten und der Großmächte, insbesondere Englands, zur Schweiz ausführlich zu erforschen und darzustellen. Die Korrespondenzen der britischen Gesandten bei der Tagsatzung an ihre Regierung und an den Vorort sind in erschöpfender Weise ausgebeutet, Berichte der britischen Vertreter in Wien, Paris und Frankfurt verwertet und Privatbriefe David Richard Moriers, 1832—1847 englischer Gesandter in der Schweiz, an Joh. Caspar Zellweger herangezogen worden. «Das Resultat,» so äußert sich schon im Vorwort der Verfasser, welcher der Gefahr, seinen Gegenstand zu überschätzen, entgangen ist, «entspricht nicht den Erwartungen, die man an den Inhalt der diplomatischen Korrespondenz einer Großmacht knüpfen möchte.» Die Gesamtsituation ist freilich interessant; der interessenpolitisch, aber auch prinzipiell fundierte Gegensatz zwischen Großbritannien und den drei Ostmächten ist eine der bedeutsamen Erscheinungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und er spricht sich natürlich in jeder der zahlreichen, im einzelnen unerfreulich-kleinlichen Verhandlungen über schweizerische Angelegenheiten aus. Daß Palmerston eben damals das Foreign Office leitete, verschärfte die Spannung, und daß sein Vertreter in der Schweiz persönlich konservativ dachte, nuancierte die diplomatischen Vorgänge in merkwürdiger Weise. Aber in den dreißiger Jahren blieben die schweizerischen Fragen im Komplex der England bewegenden Probleme doch sehr nebensächlich, und die staatsmännische Unbedeutendheit Moriers schränkt auch die historische Ergiebigkeit seiner Taten und Berichte wesentlich ein. Zudem war Englands Politik der Schweiz und damit auch den konservativen Großmächten gegenüber zu gleichmäßig auf denselben Ton gestimmt, als daß die in diesem Jahrzehnt sich folgenden Vorgänge einen größeren Reichtum von Gedanken oder auch nur von die Lage erhellenden Einzelmomenten zu bergen vermöchten. Wesentlich ergiebiger müßte eine ähnliche Untersuchung über die in der französischen Leitung damals sich vorbereitenden und vollziehenden Wandlungen sein, und was der Verfasser hierüber als Nebenergebnisse darbietet, gehört zum wertvollsten Inhalt seines Buches.

Der Leser muß sich mit Geduld wappnen, wenn ihn der Verfasser bedächtlich durch öde Gegenden führt, in denen für wirklich bereichernde historische Erkenntnis nicht viel zu ernten ist. In solchem Falle ist der Wissenschaft mit noch knapperer Herausarbeitung des Wesentlichen am besten gedient. Aber die Darstellung hält sich durchgängig auf einer sehr bemerkenswerten Höhe reiner Sachlichkeit und sicheren Wissens. Man wird sich freuen, den Verfasser an anderen Stoffen sich entfalten zu sehen.

B e r n.

W e r n e r N ä f.

ABBÉ CHARLES COMTE (du Clergé de Genève). *Le Cardinal Mermillod d'après sa Correspondance*. Genf 1924, Librairie Jacquemoud.

Es soll keinen Vorwurf bedeuten, wenn gesagt wird, daß vorliegendes (mit dem Genfer und Pariser geistlichen «Imprimatur» versehenes) Buch

sich nicht recht zu einer Besprechung in einer historischen Zeitschrift eignet. Denn damit soll keineswegs das Verdienst, das der schön abgerundeten und anziehenden biographischen Darstellung des Abbé Comte zukommt, geschmälert werden. Es soll nur betont werden, daß es sich um eine reine Biographie mit leicht erbaulichem Nebeneinschlag handelt, nicht um einen Beitrag zur Geschichte der kirchenpolitischen Kämpfe, an die der Name Kardinal Mermillods erinnert. Alle diese politischen Dinge werden in der vorliegenden Schrift nämlich nicht um ihrer selbst willen erzählt, sondern nur insoweit berichtet, als sie sich in der Seele Mermillods widerspiegeln und soweit er sich in seiner Korrespondenz dazu äußert. Es handelt sich, wie bereits der Titel erraten läßt, um eine Biographie in der Art der englischen «Life and Letters». Hier gelingt es nun allerdings dem Verfasser, trotz mancher, in derartigen Werken wohl unvermeidlichen konventionellen Wendungen, ein außerordentlich lebensvolles Bild seines Helden zu entwerfen; die Charakteristik, die er gibt, ist reich an anschaulichen Zügen, stützt sich auf geschickt ausgewählte Stellen aus Briefen Mermillods und ist von blinder Überschätzung frei. Wer bloß den Menschen oder besser noch den Priester Mermillod kennen lernen will, wird das Buch sicherlich mit hoher Befriedigung aus der Hand legen.

Basel.

Eduard Fueter.

FRANZ SCHOCH. *Das letzte Kloster im Kanton Zürich. Die Aufhebung der Benediktinerabtei Rheinau.* Inaugural-Dissertation, Wien 1921, Heinrich Geitner. IV+135 Seiten.

Nachdem die Abtei Rheinau durch einen Erlaß d'Affrys vom 28. März 1803 endgültig dem Kanton Zürich einverleibt worden war, verlangte dieser Einblick in die Vermögensverwaltung, ließ aber im übrigen die Mönche nach ihrem Gutfinden schalten. Als aber der schweizerische Liberalismus der dreißiger Jahre sich in den Badener Artikeln ein kirchenpolitisches Programm gegeben hatte, verschlimmerte sich auch die Lage dieses Klosters. Es wäre schon damals, trotz des Artikels 12 des Bundesvertrages, zur Aufhebung gekommen, wenn nicht die Mehrzahl der rheinauischen Güter außer dem Kanton Zürich, ein schöner Teil sogar im Ausland gelegen gewesen wäre. So begnügte man sich 1836 mit der Einsetzung eines staatlichen Verwalters und mit dem Verbot der Novizenaufnahme «bis zu weiteren gesetzlichen Bestimmungen». Diese weiteren gesetzlichen Bestimmungen waren dann die Aufhebungsartikel vom Jahre 1862, gegen welche der friedliche Charakter der Abtei und ihre weitgehenden Anerbietungen zu gemeinnütziger Tätigkeit nicht mehr aufzukommen vermochten, nachdem die Schwierigkeiten, das im Badischen gelegene Klostervermögen frei zu erhalten, behoben waren. Das ist der wesentliche Inhalt vorliegender Zürcher Dissertation, die sich durch übersichtliche Darstellung, gute Herausarbeitung der Motive, sachliches Urteil und einen fast durchgängig vornehmen Ton auszeichnet. Bei der Verkaufsgeschichte von Mammern ver-

müssen wir eine Untersuchung über den Einfluß, den die Beanspruchung des Heimfallrechtes durch die Bündner Regierung in der Pfäferser Frage auf diese Angelegenheit ausgeübt hat. Auch die Veräußerung der im Kanton Schaffhausen gelegenen Güter durch den zürcherischen Staat, die vom Kloster protestios hingenommen wurde, wäre in diesem Zusammenhang zu erwähnen gewesen.

Engelberg.

Dr. P. Bonaventura Egger.